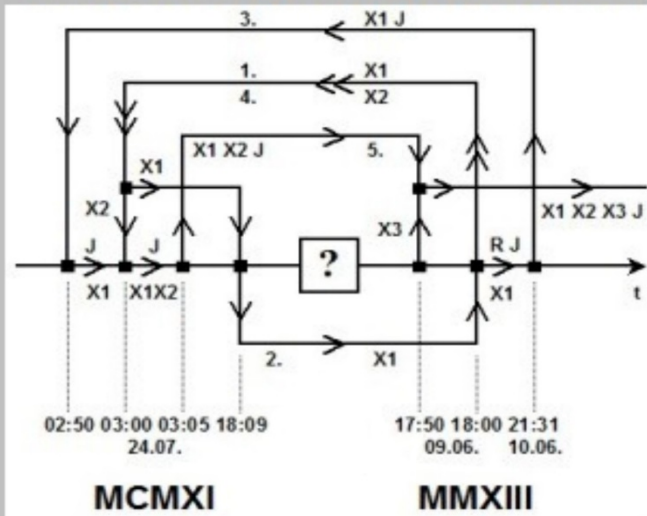


Arne Arotnow

# DAS ZEITMASCHINENHANDY



## 0. ATTENTAT AUF HITLER



ERZÄHLUNG

Arne Arotnow

**Das Zeitmaschinenhandy**

Nulltes Attentat auf Hitler

[Kapitel 1 – Meine Zeitmaschine](#)

[Kapitel 2 – Meine erste Zeitreise](#)

[Kapitel 3 – Meine zweite Zeitreise](#)

[Kapitel 4 – Meine dritte Zeitreise](#)

[Kapitel 5 – Meine vierte Zeitreise](#)

## Kapitel 1 – Meine Zeitmaschine

Das Schlimme an der Vergangenheit ist, dass man sie nicht ändern kann. So hatte ich es mir zumindest immer gedacht, bevor ich eines Tages den Entschluss fasste, eine Zeitmaschine zu bauen, um das Unmögliche dennoch wahr zu machen. Ich bin mir darüber bewusst, dass alles, was ich im Folgenden niederschreiben werde, von den meisten Menschen für völlig unglaubwürdig gehalten wird; trotzdem aber versichere ich, dass eben dieses vollkommen Unglaubliche tatsächlich geschehen ist.

Ich wurde 1970 in der Bundesrepublik Deutschland geboren und bin männlich. Meine Identität möchte ich geheim halten. Ich werde nur so viele Angaben machen, wie es zum Verständnis der Ereignisse im Jahre 2013 erforderlich ist. Was zunächst kaum nachvollziehbar sein dürfte, ist die Tatsache, dass es mich dreimal gibt, obwohl ich keine Zwillingbrüder habe. Meine beiden anderen Ichs gleichen mir aufs Haar und stellen gewissermaßen künstlich hergestellte Kopien dar.

Seit ich denken kann, ist in meinem Leben kein Tag vergangen, an dem ich nichts über Hitler gehört habe. Der größte Verbrecher aller Zeiten ist bis heute – nicht nur in meinem Vaterland – allgegenwärtig. Sobald man den Fernsehapparat eingeschaltet hat, muss man nicht lange suchen – man findet fast immer auf irgendeinem Sender Filme, die den Zweiten Weltkrieg thematisieren, oder Dokumentationen über das Dritte Reich, wenn nicht gar über Hitler selbst. Der von ihm entfesselte Zweite Weltkrieg in Europa kann vom menschlichen Geist nicht vollständig erfasst werden und scheint alle Dimensionen zu sprengen. Man muss von mindestens 50 Millionen Menschen ausgehen, die wegen dieses Krieges ihr Leben verloren haben. Das ist eine Zahl, die leicht dahingeschrieben ist. Um ihr mehr Anschaulichkeit zu verleihen, habe ich mir irgendwann in frühen Jahren einen Vergleich ausgedacht: Eine Fläche von 50 Quadratmetern besteht aus 50 Millionen Quadratmillimetern, wobei ein Quadratmillimeter in etwa die Größe eines Stecknadelkopfes hat. Lebt also jemand in einer 50-Quadratmeter-Wohnung, so entspräche jeder Quadratmillimeter der Wohnungsfläche einer infolge des Zweiten Weltkriegs gestorbenen Person, ob es sich bei dieser nun um einen Soldaten, um eine Frau, um ein Kind oder um einen Häftling in einem Konzentrationslager handelt. Kann ein einziger Krieg so viele Menschenleben kosten, wie eine 50-Quadratmeter-Wohnung über Quadratmillimeter verfügt? Ich kann es mir überhaupt nicht vorstellen, doch es scheint leider tatsächlich so gewesen zu sein.

Eines Tages fasste ich deshalb einen wahnwitzigen Entschluss: Ich wollte Hitlers Verbrechen verhindern. Allerdings bestand das Problem darin, dass ich ein Vierteljahrhundert nach seinem Tod das Licht der Welt erblickt hatte. Was ich unbedingt benötigte, war eine Zeitmaschine, mit deren Hilfe ich mich in die Vergangenheit würde begeben können, um ihn rechtzeitig vor seinen unfassbaren Untaten zu beseitigen. Eigentlich ein Ding der vollkommenen Unmöglichkeit, doch ich hatte einen Trumpf im Ärmel: Ich war und bin hochbegabt. Schon im Alter von vier Jahren konnte ich quadratische Gleichungen lösen, mit sieben sogar schon Differenzialgleichungen. Ich befasste mich schon in frühesten Kindertagen mit Mathematik, Physik und technologischen Entwicklungen aller Art. Die Grundschule und später das Gymnasium langweilten mich, denn ich fühlte mich total unterfordert. Oft musste ich unfähige Lehrer berichtigen und ihnen erklären, wie man noch leichter und eleganter eine Aufgabe lösen konnte. Ich hatte durch die schulische Unterforderung viel Freizeit, denn die Hausaufgaben erledigte ich im Handumdrehen. Noch bevor ich 1988 mein Abitur mit einem Notendurchschnitt von 0,7 und mit einer maximalen Ausbeute von 900 Punkten mit Auszeichnung bestand, hatte ich bereits viele geniale Erfindungen gemacht und zum Patent angemeldet. Ja, man konnte durchaus sagen, dass ich ein Genie war.

Durch einen raffinierten Trick, den ich hier nicht weiter erörtern möchte, gelang es mir, sowohl dem Wehrdienst bei der Bundeswehr als auch dem Zivildienst zu entgehen, sodass ich sofort nach dem Abitur eine der besten Universitäten Deutschlands besuchen konnte. Ich studierte mehrere Fächer gleichzeitig, darunter Physik, Chemie, Informatik und Elektrotechnik. Dennoch fühlte ich mich völlig unterfordert und verstrickte mich nicht selten in heftige Diskussionen mit Professoren. Die von ihnen abgegebenen Erklärungen zu naturwissenschaftlichen Phänomenen und technologischen Fragestellungen hielt ich nur für ungenau und lückenhaft. Ich erläuterte ihnen meine Sicht der Dinge, doch sie konnten mir geistig nicht folgen. Nach nur wenigen Jahren hatte ich eine beträchtliche Anzahl von Universitätsabschlüssen mit Bestnoten in der Tasche. Ich musste keine Bewerbungen schreiben, denn mein Ruf als technisches Wunderkind war mir schon längst vorausgeeilt. Viele Unternehmen kontaktierten mich und boten mir ein fürstliches Erstgehalt an. So arbeitete ich jahrzehntelang mit größtem Erfolg für mehrere Unternehmen und wurde reich. Alles, was ich anpackte, gelang mir in vorzüglicher Weise. Ich beschäftigte mich unermüdlich mit technischen Innovationen. Meine Arbeitswut, mein großes Talent und meine unstillbare Neugier eröffneten mir neue Erkenntnisse, die es mir ermöglichten, immer bessere und komplexere Erfindungen zu konstruieren. Tief im Innern spürte ich, dass ich eines Tages die Grenzen des schier Unvorstellbaren als erster Mensch der Welt überschreiten würde.

Im Jahr 2009 hielt ich mein Wissen und Können für ausreichend, um mein nächstes und schwierigstes Projekt in Angriff zu nehmen: die Zeitmaschine. Bereits einige Jahre zuvor hatte ich auf einem DIN-A4-Blatt mit wenigen Gleichungen bewiesen, dass es nicht gänzlich unmöglich ist, Zeitreisen zu unternehmen, wenn nur die dafür notwendigen Materialien verfügbar sind. Als wohlhabender Ingenieur konnte ich mir alles kaufen, was ich benötigte. Ab Februar 2009 arbeitete ich in meinem nur 50 Quadratmeter großen Labor im Keller meines Hauses Tag und Nacht wie besessen an meiner Zeitmaschine. In Arbeitspausen schlenderte ich immer wieder durch den Raum und starrte dabei auf den Boden, bei dessen Anblick ich zwangsläufig an die Toten des Zweiten Weltkriegs dachte: jeder Quadratmillimeter auf dem Boden ein menschliches Todesopfer der größten kriegerischen Auseinandersetzung aller Zeiten.

Im Juni 2013 war die Zeitmaschine endlich fertig. Es hatte viele Rückschläge und Enttäuschungen gegeben und ich hatte noch niemals so hart und ausdauernd an einem und demselben Projekt gearbeitet. Es hatte mir alles abverlangt und mir meine Grenzen aufgezeigt. Somit stellte die Konstruktion der Zeitmaschine die größte Leistung meines Lebens dar. Noch nie zuvor hatte irgendein Mensch auf der Welt etwas so Komplexes, Bahnbrechendes und Phänomenales konstruiert. Wer war schon Thomas Alva Edison? Wer schon Carl Benz? Wer schon Otto Hahn und wer schon Albert Einstein? Alles Namen, die zweifellos hinter meinem verblassen würden, wenn denn jemals irgendjemand ihn erführe. Ja, meine Genugtuung und mein Stolz waren so groß wie noch nie – die Zeitmaschine war mein Meisterstück und stellte alles bisher Erfundene in den Schatten. Ich war mir sicher, dass sie funktionieren würde. Zur Kontrolle stellte ich zwar noch einige zusätzliche Berechnungen an, aber insgeheim wusste ich: Sie würde funktionieren und mich mein Vorhaben durchführen lassen.

Sonntag, neunter Juni 2013, 16:30 Uhr. Die einsatzbereite Zeitmaschine lag auf einem Tisch in meinem Kellerlabor und wurde prüfend von mir betrachtet. Sie sah aus wie ein handelsübliches Handy und niemand, der sie gesehen hätte, wäre auf die Idee gekommen, dass es sich um eine Zeitmaschine handelte. Ihre quaderförmige Gestalt mit den Abmessungen 10,4 Zentimeter mal 5,1 Zentimeter mal 2,3 Zentimeter verlieh ihr ein hohes Maß an Handlichkeit und leichter Bedienbarkeit. Sie wurde energetisch von eigens von mir entwickelten Hochleistungsakkus versorgt. Wie meine Erfindung funktionierte, möchte ich nicht erklären, aber

ich kann grob erläutern, wozu sie in der Lage war. Zu diesem Zwecke könnte ich nun eine Bedienungsanleitung oder Produktbeschreibung aus der Zwischenablage meines Computers einfügen; aus Gründen der Geheimhaltung jedoch haben derartige Dokumente nie existiert. Ich möchte jetzt einmal annehmen, dass ein beliebiger Benutzer meine Zeitmaschine in seinen Händen hält. Ich bin dazu bereit, ihm Folgendes zu erläutern: Dem Benutzer dieser Zeitmaschine werden Reisen in die Vergangenheit oder in die Zukunft ermöglicht. Dabei ist zu beachten, dass es – wie bei jedem anderen technischen Produkt – Leistungsgrenzen gibt. Bei Reisen in die Vergangenheit kann der Benutzer mit diesem Gerät maximal 348 Jahre zurücklegen. Es wird ihm also nicht möglich sein, den Dreißigjährigen Krieg hautnah mitzuerleben. Für Ausflüge in die Zukunft beträgt die maximale Überbrückungszeit 17526 Jahre. Der beträchtliche Unterschied zwischen unterer und oberer Leistungsgrenze erklärt sich dadurch, dass Reisen in die Vergangenheit weitaus komplexer und aufwendiger sind, weshalb sie deutlich mehr Energie verbrauchen als Reisen in die Zukunft. Sicherlich wäre es mir möglich gewesen, eine Zeitmaschine für Exkursionen in vorchristliche Zeit zu bauen, aber dafür hätte ich mehr Zeit und Material benötigt. Man muss sich vor Augen halten, dass meine damalige Erfindung mit einem Volumen von 122 Kubikzentimetern in Hosen- oder Jackentaschen verstaut werden konnte und längst nicht die voluminösen Ausmaße annahm, die man in manchen Science-Fiction-Filmen sieht. Bevor der Benutzer die Zeitmaschine verwendet, sollte er sich unbedingt klarmachen, in welcher Weise sie auf das Universum einwirkt. Ein wichtiger Grundsatz zum Verständnis von Zeitreisen mittels der von mir konstruierten Zeitmaschine ist die Tatsache, dass der Einfluss meines Gerätes auf nur eine einzige Zeitlinie beschränkt ist. Mit Zeitlinien, die möglicherweise in unbekannt Dimensionen verborgen sind, kann meine Erfindung nicht in Wechselwirkung treten. Mit meiner Erfindung ist es also nicht möglich, Paralleluniversen zu erzeugen oder in solche – falls und wo auch immer vorhanden – einzudringen. Ebenfalls ausgeschlossen ist somit die Aufrechterhaltung mehrerer Zeitlinien in einem Zustand der Gleichzeitigkeit. In manchen Science-Fiction-Filmen gibt es Szenen, in denen zum Beispiel der Wissenschaftler A auf einem Monitor beobachtet, wie der Wissenschaftler B nach einer Zeitreise ins Jahr 67 Millionen vor Christus verzweifelt versucht, einem Tyrannosaurus Rex davonzulaufen. Dabei können die beiden Wissenschaftler auch noch per Funk miteinander kommunizieren. Das hier vorliegende Zeitmaschinenhandy kann weder bei Reisen in die Vergangenheit noch bei Reisen in die Zukunft Derartiges leisten. Der Benutzer kann sich – bildlich gesprochen – lediglich mit seiner Hilfe auf der Zeitachse nach links oder rechts bewegen. Das Datum und die Uhrzeit für den jeweiligen Standort auf dem Planeten Erde werden von diesem Gerät korrekt angezeigt. Jedweder von der Zeitmaschine ausgelöste Zeitsprung in die Vergangenheit wird von nicht mitreisenden Personen nicht registriert, obwohl alle Lebewesen und Moleküle ihm unterworfen sind. Der Begriff Zeitsprung darf hier nicht missverstanden werden. Bei einer Reise in die Vergangenheit verschwinden alle hinter dem Reisenden liegenden Zeitpunkte. Man kann sich die Zeit als eine von links nach rechts ausgerichtete Koordinatenachse vorstellen, deren Pfeilspitze sich seit dem Urknall vor rund 14 Milliarden Jahren immer weiter nach rechts bewegt. Bei einer Reise in die Vergangenheit hingegen wird die Bewegungsrichtung dieser Pfeilspitze umgekehrt. Es findet sozusagen ein Zeitabbau statt. Der auf der Pfeilspitze liegende Zeitpunkt, von dem aus man in die Vergangenheit gereist ist, hat sich nach links verschoben; die Länge der Zeitachse hat sich verkürzt. Die Zeitmaschine ist in der Lage, durch wiederholte Reisen in die Vergangenheit Personenvermehrungen hervorzurufen. Nachdem der Benutzer durch Verwendung der Tastatur Zeit-Ort-Koordinaten eingegeben hat, erfolgt die Zeitreise unmittelbar nach dem Drücken der grünen Entertaste. Anwendungsbeispiel: Der Benutzer steht kurz vor 20:00 Uhr in seiner Küche,

in der er sich seit über einer Stunde aufgehalten hat. Für eine Reise in die Vergangenheit tippt er als Zielzeit 19:00 Uhr desselben Tages ein und als Zielort einen Sessel in seinem Wohnzimmer. Um genau 20:00 Uhr drückt er die Entertaste und reist eine Stunde in die Vergangenheit. Da die Zeitdifferenz der zurückzulegenden Zeitspanne nur 60 Minuten beträgt, dauert die Reise nur sehr kurz, denn sowohl bei Reisen in die Vergangenheit als auch bei Reisen in die Zukunft vergeht die Zeit für den Reisenden ungefähr 316 Millionen Mal schneller. Dieser Quotient von eins zu 316 Millionen ist eine charakteristische Gerätekonstante dieses Zeitmaschinenmodells. Während der bei diesem Beispiel ziemlich kurzen Zeitreise befindet sich der Benutzer in der sogenannten Zeitkammer, die von Außenstehenden während der Reise nicht wahrgenommen werden kann und in der Prozesse ablaufen, bei denen insbesondere bei Reisen in die Vergangenheit ein nicht unbedeutender Teil des zur Verfügung stehenden Sauerstoffs verbraucht wird. Die Software meiner Erfindung ermöglicht dem Benutzer einen Austritt aus der Kammer direkt über dem Erdboden oder über einer begehbaren Fläche. Bei einer extrem kurzen Zeitreise bemerkt der Reisende gar nicht, dass er sich in der Zeitkammer befindet. Je kürzer die Reise dauert, umso weniger nimmt er temporale Effekte wahr. Die Zeitmaschine dreht also – wie vom Benutzer programmiert – die Zeit um eine Stunde zurück. Es findet ein Zeitabbau von 60 Minuten statt. Wäre der Benutzer um kurz vor 20:00 Uhr in seiner Küche von Zeugen beobachtet worden, hätte niemand sein Verschwinden um 20:00 Uhr miterleben können, denn auch für jeden Beobachter wird die Zeit schlagartig um 60 Minuten zurückgedreht. Für dieses Anwendungsbeispiel bedeutet das, dass alles, was zwischen 19:00 Uhr und 20:00 Uhr ursprünglich geschehen ist, ungeschehen gemacht wird. Jeder Mensch auf diesem Planeten findet sich plötzlich, ohne dass er sich dessen bewusst wäre, um 19:00 Uhr wieder (bzw. zu einer entsprechenden Uhrzeit in der jeweiligen Zeitzone) und kann sich in keiner Weise daran erinnern, was er in den letzten 60 Minuten getan hat, weil es noch gar nicht geschehen ist. Um 19:00 Uhr landet der Benutzer auf seinem Sessel im Wohnzimmer und setzt sich danach sofort auf das bequemere Sofa. Da er – wie bereits erwähnt – vor seiner Zeitreise länger als eine Stunde in der Küche verbracht hat, weiß er nun ganz genau, was geschieht, wenn er zum Beispiel um 19:50 Uhr in die Küche geht. Er wird dort sein zweites Ich vorfinden, denn um 19:50 Uhr befand er sich selbst in der Küche. Das verblüffende Ergebnis dieser einen Reise in die Vergangenheit ist die sogenannte Personenvermehrung, denn den Benutzer gibt es jetzt zweimal. Die Frage ist, was nun geschehen soll. War ursprünglich geplant, nur einen Doppelgänger zu erschaffen, kann der Benutzer seinem zweiten Ich in der Küche um 19:50 Uhr mitteilen, dass keine Zeitreise mehr unternommen werden soll. Zu Meinungsverschiedenheiten bezüglich der weiteren Vorgehensweise kann es kaum kommen, denn sein zweites Ich will ja dasselbe wie er. Für den Fall, dass weitere Ichs produziert werden sollen, teilt der Benutzer seinem zweiten Ich mit, dass er oder sie um 20:00 Uhr die Reise des ersten Ichs wiederholen soll, allerdings mit dem kleinen Unterschied, dass diesmal als Zielzeit 19:01 Uhr einprogrammiert wird. Jetzt geht der Benutzer wieder ins Wohnzimmer und setzt sich aufs Sofa. Um 20:00 Uhr wird abrupt die Zeit auf 19:01 Uhr zurückgedreht. Der auf dem Sofa sitzende Benutzer sieht auf dem Sessel sein zweites Ich auftauchen, das sich rasch zu ihm aufs Sofa setzt. Der Benutzer geht wieder um 19:50 Uhr in die Küche, um dem dritten Ich einen Besuch abzustatten. Jetzt kann das Spiel – falls gewünscht – wieder von vorn losgehen. In diesem Fall wählt das dritte Ich die Zielzeit 19:02 Uhr. Nach der rückwärtsgerichteten Zeitreise mit einer Überbrückungszeit von 58 Minuten taucht um 19:02 Uhr im Sessel das dritte Ich auf, das sich zu seinen beiden Ebenbildern aufs Sofa setzt, während sich das vierte Ich in der Küche befindet. Bei Personenvermehrungen ist darauf zu achten, dass sich nicht nur die Anzahl der Personen vermehrt, sondern auch diejenige der Zeitmaschinen. Wie man sich denken kann, muss man mit

der Zeitmaschine verantwortungsvoll umgehen; keinesfalls darf man sie als Spielzeug betrachten. Eine planlose Verwendung der Zeitmaschine ruft unter Umständen paradoxe temporale Konstellationen hervor. Beispielsweise kann sich dies darin äußern, dass sich manche Wirkung schon vor ihrer eigentlichen Ursache vollzieht. Im Gegensatz zu Reisen in die Vergangenheit sind Reisen in die Zukunft weniger kompliziert. Möchte der Zeitreisende vom Zeitpunkt a zum Zeitpunkt b in die Zukunft gelangen, muss er nur die entsprechenden Koordinaten eingeben. Beim Drücken auf die Entertaste verschwindet der Reisende zum Zeitpunkt a, was auch von Zeugen beobachtet werden könnte, und taucht zum Zeitpunkt b wieder am programmierten Ort auf. Bei Reisen in die Zukunft dient die Zeitmaschine dem Nutzer lediglich als lebensverlängernde Maschine. Das Verhältnis aus Reisezeit und verstrichener Zeit außerhalb der Kammer beträgt ungefähr eine Sekunde zu zehn Jahren. Das entspricht in etwa dem bereits erwähnten Zeitquotienten von eins zu 316 Millionen.

Die Zeitmaschine wurde von mir aber nicht konstruiert, um sinnlose Just-for-fun-Experimente durchzuführen. Mir ging es nicht darum, mich zu klonen oder mich ständig von einem Ort zum anderen zu befördern. Mein einziges Ziel war die Herausnahme Hitlers aus der Weltgeschichte. Was sonst hätte ich als Deutscher mit einer Zeitmaschine tun sollen? Ich sah es als meine heilige Pflicht an, die unfassbaren Verbrechen der Nationalsozialisten ungeschehen zu machen. Gleich bei meiner ersten Reise in die Vergangenheit wollte ich unbedingt erfolgreich sein. Eine Tötung Hitlers vor dem Ersten Weltkrieg würde dazu führen, so schlussfolgerte ich, dass ein Zweiter Weltkrieg erst gar nicht entstehen würde. Ich konnte außerdem mit an Sicherheit grenzender Wahrscheinlichkeit davon ausgehen, dass ich bei meiner Rückkehr ins Jahr 2013 mein zweites Ich gar nicht vorfinden würde, weil sich mein Vater und meine Mutter aufgrund des ausgefallenen Zweiten Weltkriegs nie begegnet wären. Das liegt daran, dass meine Großmutter gebürtige Norwegerin ist und sich während des Zweiten Weltkriegs mit einem in ihrem Land stationierten Wehrmachtssoldaten eingelassen hat. Aus dieser Begegnung ging schließlich meine Mutter hervor. Ohne den Zweiten Weltkrieg würde also eine Personenvermehrung nicht stattfinden – als einziger Mensch auf der Welt würde ich in dieser neuen Zeitebene keine aus ihr hervorgegangenen Eltern haben. Dieses Opfer musste ich bereit sein zu erbringen. Ich würde nach der Rückkehr ins Jahr 2013 eine völlig neue Umgebung vorfinden, und viele mir ursprünglich bekannte Menschen würden überhaupt nicht existieren.

Bevor ich mich auf die Reise machen würde, hatte ich noch eine wichtige Frage zu klären: Wann und wo sollte ich Hitler ausschalten? Selbstverständlich musste dies vor seiner Machtergreifung im Januar 1933 geschehen. Ich hielt es darüber hinaus für sinnvoll, noch vor dem Ersten Weltkrieg zuzuschlagen, weil er in der Zeit von 1889 bis 1913 als völlig unbedeutender Mensch die Geschichte der Menschheit sehr wenig bis gar nicht zu beeinflussen vermochte. Auch ging ich der Idee nach, ihn bereits im 19. Jahrhundert zu liquidieren, doch nach kurzer Überlegung entschied ich mich dagegen, weil ich es für zu unmenschlich hielt, einem unschuldigen Kind etwas anzutun. Schließlich fasste ich den Entschluss, ihn als 22-Jährigen im Jahre 1911 zu beseitigen. Nach meinen Recherchen wohnte er von 1910 bis 1913 im Männerwohnheim in der Meldemannstraße in Wien. Da ich mir bei meiner Reise in die Vergangenheit wegen mangelnder Bewegungsfreiheit keine warmen Sachen anziehen wollte, zog ich es vor, den Sommer des Jahres 1911 zu wählen. Laut historischer Wetteraufzeichnungen herrschte zu dieser Zeit ohnehin eine Hitzewelle in Mitteleuropa. So entschied ich mich spontan für den 24. Juli, weil es der Geburtstag meiner Großmutter mütterlicherseits ist. Der 24. Juli 1911 war ein Montag und zufälligerweise genau der Tag, an dem der amerikanische Archäologe Hiram Bingham die Inkastadt Machu Picchu wiederentdeckte.

Nachdem die wichtigsten Fragen geklärt worden waren, kümmerte ich mich um die Details, indem ich Kleidung und Gegenstände suchte, die im Wien des frühen 20. Jahrhunderts nicht auffallen sollten. Auf dem Dachboden meiner Luxusvilla kramte ich in alten Kisten und Truhen herum und fand eine alte Arbeitermütze sowie eine zerschlissene Arbeitstasche meines Großvaters. Ich zog ein weißes Hemd an und darüber eine dünne, graue Jacke. Im Wohnzimmer öffnete ich einen großen Schrank, in dem meine illegale Waffensammlung untergebracht war. Ich entschied mich für die praktische Beretta 92, die ich zusammen mit einem Ersatzmagazin in der Arbeitstasche verstaute. Außerdem packte ich noch zwei Reserveakkus für die Zeitmaschine, eine Mineralwasserflasche und ein Stethoskop hinzu. Da ich nicht genau wusste, was mich in der Vergangenheit erwarten sollte, legte ich mich noch eine Weile auf das Sofa, um mein Vorhaben noch einmal in allen Einzelheiten zu überdenken. Da war noch eine Sache, die mir Kopfzerbrechen bereitete. Wohin sollte ich nach Beendigung meiner Wien-Mission reisen? Es war mir leider nicht möglich, in allen Einzelheiten vorherzusehen, was während einer Zeitspanne von 102 Jahren ohne Hitlers Beeinflussung geschehen würde. Im Gegensatz zu Zeitreisen in die Vergangenheit kann ein vollkommen sicherer Ankunftsort in der Zukunft nicht errechnet werden. Bei Reisen in eine weit entfernte Zukunft stellt jede noch so akribisch ausgewählte Ortskoordinate ein potenzielles Risiko dar. Wenn ich heute ins Jahr 2115 reisen und als Ortskoordinate eine Stelle mitten im Bayrischen Wald einprogrammieren würde, könnte mir niemand garantieren, dass ich nicht auf einem Parkplatz vor einem Supermarkt landen würde oder auf einem Gelände einer chinesisch-russischen Gemeinschaftskaserne. So hatte ich mich für das Nächstliegende entschieden, nämlich für meine Luxusvilla. Am Ausgangsort meiner ersten Zeitreise sollte meine zweite enden.

Ich war mir sehr sicher, dass meine Zeitmaschine einwandfrei funktionieren würde. Dessen ungeachtet hätte ich sie für eine Reise in die Vergangenheit nur allzu gern getestet, aber ich wollte eine überflüssige Personenvermehrung unbedingt vermeiden. Trotz aller akribischen Berechnungen und Vorbereitungen wusste ich allerdings nicht, wie sich der Aufenthalt in der Zeitkammer anfühlen würde. Was ich genau wusste, waren die Reisezeit von ungefähr zehn Sekunden und die Tatsache, dass mir während dieser Zeit kaum atembare Luft zur Verfügung stehen würde; für einen längeren Trip hätte ich eine Sauerstoffflasche mitnehmen müssen.

Sonntag, neunter Juni 2013, 17:57 Uhr. Ich setzte mir die Mütze auf und stellte mich in meinem Wohnzimmer auf einen großen Teppich. In der linken Hand hielt ich die Arbeitstasche und in der rechten die Zeitmaschine. Als Zieldatum programmierte ich den 24. Juli 1911. Ich hielt es für sinnvoll, zu nachtschlafender Zeit in der Vergangenheit aufzutauchen; daher wählte ich als Zieluhrzeit 03:00 Uhr. Keinesfalls wollte ich mich am helllichten Tage auf die Meldemannstraße begeben, weil die Gefahr bestehen würde, direkt nach meiner Ankunft von einem Auto oder einer Kutsche angefahren zu werden. Außerdem wollte ich beim Verlassen der Zeitkammer unbedingt unbeobachtet bleiben. Als Zielort wählte ich Wien, Männerwohnheim Meldemannstraße, fünf Meter Abstand vom Haupteingang. Nervös blickte ich auf das Display meiner technischen Errungenschaft. Exakt um 18:00 Uhr und null Sekunden wollte ich durch Drücken der grünen Taste die erste Zeitreise aller Zeiten antreten. Fünf Sekunden vor der vollen Stunde holte ich tief Luft. Mein Daumen zitterte zwar ein wenig, doch genau um 18:00 Uhr und null Sekunden drückte ich tatsächlich die grüne Taste.



## Kapitel 2 – Meine erste Zeitreise

Um mich herum verschwand alles, was mich vor ein paar Millisekunden noch umgeben hatte. Ich war plötzlich umhüllt von einer tiefschwarzen Dunkelheit und hatte das Gefühl, schwerelos zu sein, denn unter meinen Füßen spürte ich nichts. Nach circa zwei Sekunden nahm ich merkwürdige Lichteffekte wahr, die ich nur grob beschreiben kann. Ich sah an den Rändern meines Gesichtsfeldes aus orangenen und grünen Kästchen bestehende Flecken. Die Kästchen flimmerten schwach und bildeten ein orange-grünes Schachbrettmuster. Aufgeregt bewegte ich meinen Kopf und meine Augen hin und her. Diese fleckenförmigen Erscheinungen schienen sich an mir nach hinten vorbeizubewegen und rotierten allesamt gegen den Uhrzeigersinn, wobei deren Umdrehungsgeschwindigkeit immer größer und größer wurde. Ich befand mich ganz allein in der Zeitkammer, an einem der einsamsten Orte im Universum, den man sich nur irgendwie vorstellen kann. Aus diesem Grund fühlte ich nach ungefähr acht Sekunden einen heftigen Schmerz der Einsamkeit in meinem tiefsten Innern und aus meinen Augen schossen Tränen des Entsetzens. Aus meinem leicht geöffneten Mund entwich ein Schrei, der sich für mich völlig verzerrt und surreal anhörte. Mit einem Mal wurde mein Körper wie von einem Erdbeben eine Sekunde lang durchgerüttelt und direkt vor mir erschien ein weißer Punkt, dessen Helligkeit kaum zu ertragen war. Er kam immer näher und füllte die gesamte Kammer mit grellem, weißem Licht, das mich so sehr blendete, dass ich meine Augen schließen musste. Nach ungefähr zehn Sekunden endete die Reise, doch ich war noch viele Augenblicke lang geblendet. Dass ich längst wieder festen Boden unter meinen Füßen hatte, bemerkte ich erst nach einer halben Minute. Ich schwitzte sehr stark und stand benommen mit zitternden Beinen auf etwas, das sich eindeutig härter anfühlte als mein Teppich im Wohnzimmer. Die Erschöpfung ließ meinen Körper auf die Knie und meinen Kopf nach unten sinken. Ich legte die Arbeitstasche und die Zeitmaschine auf den Boden. Mit der rechten Hand wischte ich mir die Tränen und den Schweiß aus meinem Gesicht, danach massierte ich mit meinem Zeigefinger und Daumen meine geschlossenen Augen, damit sie sich vor dem ersten Blick auf das Ungewisse so schnell wie möglich erholen konnten. Schließlich riss ich aufgeregt die Augen auf, hob meinen Kopf und blickte auf ein ungefähr fünf Meter von mir entferntes Gebäude, das aufgrund der Dunkelheit, an die ich mich erst wieder gewöhnen musste, zunächst kaum zu erkennen war. Nach einiger Zeit jedoch begriff ich es: Ich kniete zu nächtllicher Stunde mitten auf der Meldemannstraße in Wien. Was ich erblickte, stimmte nämlich sehr genau überein mit alten Schwarz-Weiß-Fotos, die ich mir einige Tage zuvor im Internet angesehen hatte. Ergriffen wie noch nie zuvor in meinem Leben konnte ich es kaum fassen. Als erstem Menschen aller Zeiten war mir soeben ein Zeitsprung in die Vergangenheit gelungen. Ich blickte aufgeregt auf das grün leuchtende Display der Zeitmaschine, welche die Uhrzeit 03:02 Uhr anzeigte und außerdem das Datum 24. Juli 1911. Völlig losgelöst rannte ich ein paarmal hin und her und sprang vor lauter Freude immer wieder in die Luft. Ich sah wohl aus wie ein Fußballspieler nach dem Erzielen eines entscheidenden Tores in der Nachspielzeit; um unentdeckt zu bleiben, verzichtete ich allerdings auf Jubelschreie. Ich freute mich nahezu lautlos, dass mir eine historische Leistung ohnegleichen gelungen war, und nachdem ich mich wieder etwas beruhigt hatte, sah ich mir die Umgebung genauer an. Ich stand zweifellos vor dem Männerwohnheim, in dem sich Hitler vermutlich gerade aufhielt und schlief. Dieses vor mir liegende Gebäude, das von einigen flackernden Gaslaternen nur schwach erhellt wurde, hatte, wie nicht anders zu erwarten, sechs Stöcke und sah nicht unbedingt aus wie ein Obdachlosenasyll, sondern eher wie ein Verwaltungsgebäude oder ein kleines Krankenhaus. Um es mir genauer anzuschauen, entschloss ich mich, es auf einem kurzen nächtlichen Spaziergang

zu umrunden. Ich musste dabei äußerst vorsichtig sein. Zu meiner Sicherheit steckte ich mir die entsicherte Beretta in meine Hosentasche, denn ich hatte Angst vor einem Raubüberfall, bei dem meine Zeitmaschine hätte entwendet werden können. Dies wäre einer Katastrophe unvorstellbaren Ausmaßes gleichgekommen. Unter keinen Umständen durfte die beeindruckendste Erfindung aller Zeiten in falsche Hände geraten. Entsprechend still und vorsichtig schlenderte ich, mich ständig dabei umsehend, durch die Straßen der Donaumetropole. Ich spazierte gemächlich von der Meldemannstraße in die Kaiserwasserstraße, die heute Winarskystraße heißt, und von dieser in die Pasettistraße, in der ich stehen blieb, um mir Hitlers Unterschlupf in aller Ruhe von hinten zu betrachten. Währenddessen strömte mir ein lauer Juliwind um die Nase, und als ich weitergehen wollte, erblickte ich eine unter einem Baum liegende Zeitung. Ich hob sie neugierig auf, ging mit ihr ein paar Schritte unter eine Gaslaterne, um zu überprüfen, wann sie gedruckt worden war, denn bislang hatte nur meine Zeitmaschine das Jahr 1911 bestätigt. In der Tat – auf der »Wiener Zeitung« prangte oben das Wappen der kaiserlichen und königlichen österreichisch-ungarischen Monarchie, ein doppelköpfiger Adler mit Schwert und Reichsapfel in den Klauen. Darunter stand geschrieben: Sonntag, den 23. Juli 1911. Jetzt hatte ich absolute Gewissheit. Diese Zeitung war so gut wie druckfrisch und erst einen Tag zuvor ausgegeben worden. Es fühlte sich überaus merkwürdig an, sie in den Händen zu halten. Schlagartig räumte sie den klitzekleinen Restzweifel aus, der mich in der Zeitkammer plötzlich überkommen hatte. Sie bewies, dass ich mich im Jahre 1911 aufhielt. Ich blätterte noch ein wenig in diesem Tagesblatt, aber leider war die für mich ungewohnte Frakturschrift nicht einfach zu entziffern. Auf der ersten Seite las ich, dass das Oberlandesgericht Wien eine Person, an deren Namen ich mich nicht mehr erinnern kann, zum Kanzleioberoffizial des Handelsgerichtes in Wien ernannt hatte. Da ich derartigen Informationen kein großes Interesse entgegenbrachte, legte ich nach einer Weile die Zeitung wieder dorthin, wo ich sie gefunden hatte. Aus der Pasettistraße schlenderte ich anschließend nach links in die Stromstraße, aus der ich schon kurze Zeit später nach links in die Meldemannstraße einbog.

Diese Stunden der Erstankunft in Wien waren die zweitglücklichste Zeit meines Lebens (auf die glücklichste werde ich später noch zu sprechen kommen). Die gelungene Zeitreise hatte mir endgültig bestätigt, dass ich ein einzigartiger Mensch mit außerordentlichen Fähigkeiten bin. Freudetrunken lehnte ich mich an eine Häuserwand gegenüber dem Männerwohnheim und genoss meinen großartigen Erfolg. Irgendwann aber besann ich mich und fokussierte meine Gedanken wieder auf mein eigentliches Vorhaben. Schließlich war ich nicht nach Wien gekommen, um mich an den Sehenswürdigkeiten der damals fünftgrößten Stadt der Welt zu erfreuen. Mir ging es einzig und allein darum, die größte Katastrophe der Weltgeschichte zu verhindern.

Mein Plan sah keinesfalls vor, ins Wohnheim einzudringen, um Hitler dort aufzuspüren. Dies wäre zu riskant gewesen, denn in diesem Gebäude befand sich eine Unzahl von Personen, die mich möglicherweise hätten überwältigen und mir meine Zeitmaschine wegnehmen können. Der Schutz meiner Erfindung genoss allerhöchste Priorität. Ich musste also warten, bis Hitler herauskommen würde, um ihn dann heimlich verfolgen zu können. Die Beschattung des aus meiner damaligen Sicht zukünftigen Massenmörders würde so lange dauern, bis sich eine günstige Gelegenheit ergeben würde, ihn ohne Gefahr für mich und mein Zeitmaschinenhandy zu liquidieren. Eine weitere Möglichkeit wäre gewesen, Hitler mit in die Zukunft zu nehmen. Dazu wäre es aber erforderlich gewesen, ihn während der Reise zu berühren, was ich partout nicht wollte. Des Weiteren hätte ich einer unvorbereiteten Person einen plötzlichen Zeitsprung von über 100 Jahren nicht zumuten dürfen. Zwar sind Zeitreisen in die Zukunft grundsätzlich weniger

beschwerlich als Reisen in die Vergangenheit, aber dennoch wären schwere gesundheitliche Schäden wie psychische Störungen aller Art die Folge gewesen. Selbst mich hatte die erste Reise in einen Zustand der Erschöpfung versetzt und sie war mir, so meinte ich damals, nur deshalb gelungen, weil ich mich jahrelang darauf vorbereitet hatte. Nein, es gab nur diese eine Lösung – nämlich ihn mit meiner Beretta kurz und schmerzlos zu erledigen. Deshalb geduldete ich mich weiterhin und erlebte Stunden später meinen ersten Sonnenaufgang in Wien. Vor dem Männerwohnheim mir gegenüber tauchten allmählich immer mehr Menschen auf. Ich beobachtete Leute, die hinein- oder herausgingen oder davor miteinander sprachen. Die Menschenansammlung hielt sich jedoch in Anbetracht des herrlichen Wetters mit seinen hochsommerlichen Temperaturen in Grenzen, weil für Obdachlose der Bedarf an einem festen Dach über dem Kopf im Winter natürlich ungleich größer gewesen wäre. Ich wurde langsam ungeduldig und fragte mich, ob ich die richtigen Zeit-Ort-Koordinaten gewählt hatte. Ein wenig Abwechslung verschaffte mir ein Automobil, das plötzlich von der Kaiserwasserstraße in die Meldemannstraße einbog und mit gemächlichem Tempo mitten auf der Straße an mir vorbeituckerte. Ich startete es an, als hätte ich noch nie ein Auto gesehen. Es sah eher aus wie ein kleines Haus auf vier Rädern. Der motorisierte Straßenverkehr war offensichtlich zu Beginn des 20. Jahrhunderts auch in dieser Millionenmetropole noch längst nicht so stark ausgeprägt, wie ich es vom 21. Jahrhundert her kannte. Weitaus häufiger als Autos erblickte ich Pferdefuhrwerke, die von behäbig wirkenden Kleppern fortbewegt wurden. Hin und wieder begegneten mir Leute, die hölzerne Handkarren hinter sich herzogen. Niemand schien in großer Eile zu sein. Ich hatte sogar den Eindruck, dass die vor dem Wohnheim stehenden Personen langsamer sprachen als Menschen aus meiner Zeit. Allmählich machte mir die stetig steigende Temperatur zu schaffen, doch mir blieb keine andere Wahl, als abzuwarten, bis Hitler endlich herauskommen würde. Möglicherweise las er gerade in der Nichtraucherabteilung des Lesesaals die Zeitung oder diskutierte mit anderen Heimbewohnern politische Themen. Vielleicht war er gerade dabei, seinem zeichnerischen Talent zu frönen, und malte ein Bild.

Nachdem ich den ganzen Morgen und Mittag dort gestanden und ungeduldig gewartet hatte, nahm die Temperatur in den frühen Abendstunden wieder ab. Glücklicherweise hatte ich meine Mineralwasserflasche dabei. Ich blickte gerade auf die Uhr meiner Zeitmaschine – es war 17:41 Uhr –, da kam aus dem Wohnheim plötzlich ein Mann, der aussah wie Hitler. Dieser mittelgroße, schlanke Bursche war circa Anfang bis Mitte 20, trug über dem linken Unterarm einen beigen Trenchcoat und hielt in der rechten Hand ein Buch. Obwohl er nur einen Bleistiftbart à la Clark Gable hatte, ähnelte er dem zukünftigen größten Verbrecher aller Zeiten in verblüffender Weise. Das war mit an Sicherheit grenzender Wahrscheinlichkeit der Mann, nach dem ich die ganze Zeit Ausschau gehalten hatte. Seine Bewegungen und sein Gang, eine Mischung aus verkrampft anmutender Geziertheit und übertrieben wirkender Zackigkeit, ließen keinen anderen Schluss zu. Ich hatte den Eindruck, er wolle den Anschein erwecken, kein Bewohner des Obdachlosenasyls zu sein, sondern eher dessen Direktor. In einer solchen Weise stolzierte er nun gemächlich in Richtung Stromstraße, in die er schließlich nach rechts hineinschlenderte. Mir war es tatsächlich gelungen, ihn aufzuspüren. Aufgeregt nahm ich pochenden Herzens die Verfolgung auf. Die ganze Mühe hatte sich gelohnt. Ich war ihm endlich auf den Fersen und würde ihn nicht mehr aus den Augen lassen. Als ich an der ungefähr 700 Meter von der Donau entfernten Kreuzung Stromstraße/Meldemannstraße angekommen war, befand er sich nur 20 Meter vor mir. Um bei ihm keinen Verdacht zu erregen, versuchte ich, diese Distanz beizubehalten. Das war allerdings gar nicht so einfach, weil er nur sehr langsam vor sich hin spazierte. Darüber hinaus blieb er auch noch oft stehen und schaute in sein Buch. Möglicherweise wollte er zur Donau, denn er machte

vorerst keine Anstalten, die auf den Fluss zulaufende Stromstraße zu verlassen. Einige Minuten später überquerte er nach dem Passieren des Handelskais die Schienen der Donauuferbahn und ging dann hinab ans Westufer des gewaltigen Flusses, der an dieser Stelle ungefähr 250 Meter breit ist. Schließlich schlenderte er in Richtung Nordwesten und entfernte sich immer weiter von der hinter seinem Rücken befindlichen Nordbahnbrücke. Ich beobachtete ihn mindestens fünf Minuten lang. Er hatte sich inzwischen an der Uferböschung auf den Rasen gesetzt. Vom Gelesenen offenbar ergriffen blickte er vor sich hin sinnierend immer wieder sehnsüchtig auf die aus dem Deutschen Reich herbeifließende Donau. Zu allem entschlossen griff ich nun zu meiner Zeitmaschine und wählte als Zielkoordinaten für die Reise zurück in die Zukunft die gespeicherten Ausgangskoordinaten. Ich hielt den Daumen meiner linken Hand auf der grünen Taste, denn ich musste jetzt auf der Hut sein, weil ich nicht genau wusste, wie die Dinge sich entwickeln würden. Da kamen plötzlich einige Leute am Ufer entlangspaziert. Ich wartete ab, bis sie vorübergezogen waren, denn ich wollte keine Zeugen. Als die Luft rein war und ich auf meiner Uferseite nur in größerer Entfernung Passanten erblicken konnte, entschloss ich mich zu handeln. Der Zeitpunkt war gekommen, um die deutsche Geschichte geradezurücken. Ich schlich mich an ihn heran und sagte von der Seite: »Guten Abend! Ich suche einen Herrn Hitler, einen Herrn Adolf Hitler. Sind Sie Adolf Hitler?«

»Ja«, erwiderte er, »ich bin Adolf Hitler. Wer will das wissen? Was wollen Sie?«

Ich war schockiert, als ich seine Stimme hörte, denn sie kam mir vertraut vor, auch wenn sie noch etwas jünger klang als diejenige, die ich vom Fernsehen her kannte. Unbeirrt zog ich nun die Pistole aus meiner Hosentasche, spannte den Hahn und richtete sie auf ihn. Ich rief: »Ich werde Sie für Ihre Verbrechen in der Zukunft erschießen!«

Hitler entknotete seine Beine aus dem Schneidersitz. Anschließend sprang er aufgebracht auf, ließ das Buch auf den Rasen fallen und schrie: »Sind Sie wahnsinnig?«

»Nein«, antwortete ich, »Sie sind derjenige, der wahnsinnig ist.« Ich feuerte dem überraschten Mann ohne Skrupel eine Kugel in den Kopf, sodass er nach hinten fiel und ein kleines Stück die Uferböschung hinunterrutschte. Während Bingham in Südamerika möglicherweise genau in diesem Augenblick über seine Entdeckung Machu Picchu jubelte, jagte ich Hitler zwei weitere Kugeln in die Stirn. Um völlig sicherzugehen, schoss ich drei weitere Male auf seinen Oberkörper. Mit meinem aus der Arbeitstasche herausgekrumten Stethoskop überprüfte ich seine Lebenszeichen und stellte fest, dass er tot war. Wäre er nicht von mir erschossen worden, hätte irgendeine teuflische Macht in einigen Jahren jedes der über 30 auf ihn verübten Attentate missglücken lassen. Was Elser und Stauffenberg nicht geschafft hatten, war mir vor wenigen Augenblicken in vorzüglicher Weise gelungen. Im Glauben, die Geschichte der Menschheit so positiv beeinflusst zu haben wie noch nie irgendjemand vor mir, hob ich neugierig das von Hitler fallen gelassene Buch auf, um es mir näher anzusehen. Es handelte sich um ein Werk von Hermann Ahlwardt mit dem Titel »Der Verzweiflungskampf der arischen Völker mit dem Judentum«. Dieser Buchtitel überraschte mich in keiner Weise und bestärkte mich darin, soeben genau das Richtige getan zu haben. Empört warf ich dieses antisemitische Machwerk in hohem Bogen in die Donau und hoffte, dass es niemand mehr finden würde. Daraufhin bedeckte ich den Toten mit seinem Trenchcoat und sammelte die sechs Patronenhülsen ein. Mein Werk war vollbracht. Ich war felsenfest davon überzeugt, dass fortan alles besser werden würde. Aus Sicherheitsgründen steckte ich die Waffe nicht in die Arbeitstasche, sondern griffbereit zurück in die Hosentasche. Ich vergewisserte mich, dass niemand mich beobachtete. Da ich wusste, dass während der kurz bevorstehenden Reise in die Zukunft der Sauerstoffgehalt der Luft in der

Zeitkammer sich kaum verringern würde, brauchte ich die Luft diesmal nicht anzuhalten. Um exakt 18:09 Uhr drückte ich die grüne Taste an meinem Zeitmaschinenhandy.

### Kapitel 3 – Meine zweite Zeitreise

Und wieder wurde es pechschwarz um mich herum. Erneut kam es mir so vor, als hätte mir jemand den Boden unter den Füßen weggezogen. Auch erblickte ich wieder nach circa zwei Sekunden die aus orangenen und grünen Kästchen bestehenden Flecken, die aber im Gegensatz zu meiner ersten Reise im Uhrzeigersinn rotierten, was insofern logisch ist, als dass ich mich diesmal vorwärts in der Zeit bewegte. Wegen meiner großen Freude über meine gelungene Mission in der Vergangenheit fiel der Schmerz der Einsamkeit weniger intensiv aus als beim letzten Mal. Kurz vor Öffnung der Zeitkammer erlebte ich erneut, wie mein schwebender Körper durchgerüttelt wurde. Im Gegensatz zu meiner ersten Zeitreise erschien kein weißes, grelles Licht. Nach dem Verlassen der Zeitkammer sackte ich auf meine Knie. Unverletzt und optimistisch war ich ins Jahr 2013 gelangt. Ich ging davon aus, im Wohnzimmer meiner 1895 erbauten Luxusvilla gelandet zu sein, und war gespannt darauf, wer jetzt in ihr wohnte. Dass es auf keinen Fall mein zweites Ich sein konnte, wusste ich nur allzu gut. Ich wusste aber nicht, welcher Empfang mich gleich erwarten würde; deshalb umklammerte ich vorsichtshalber den Griff der in meiner Hosentasche verborgenen Pistole. Ich war äußerst überrascht, dass sich kein Teppich oder Parkettboden unter meinen Knien und Schienbeinen befand, denn was ich unter ihnen spürte, fühlte sich weich und unregelmäßig an. Nach einer Minute der völligen Desorientierung bemerkte ich, dass ich mitten im Grünen kniete. Zudem schien es etwas kälter zu sein als kurz vor meiner Abreise ins Jahr 1911. An der Stelle, wo meine Villa hätte stehen müssen, war ein kleines Wäldchen emporgewachsen. »Wahnsinn«, dachte ich und schaute mich verwundert um. Erleichtert stellte ich fest, dass niemand meinen Sprung ins Jahr 2013 bemerkt hatte. Nach nur wenigen Schritten betrat ich einen Weg, der zu einem Park gehörte. Die frühabendliche Sonne schien angenehm auf mich herab und die Vögel zwitscherten herrlich. Ich blickte auf eine äußerst gepflegte Wiese, auf der eine Gruppe extrem hübscher Frauen mit einem Ball spielte. Ihr lebensfrohes, unbeschwertes Lachen erheiterte mich. Die neue Welt, in der ich vor wenigen Augenblicken erst gelandet war, machte auf mich einen paradiesischen Eindruck. In dieser überaus friedlichen Umgebung würde ich meine Pistole nicht benötigen; voller Genugtuung packte ich sie in meine Arbeitstasche. Überwältigt von meinen Gefühlen taumelte ich zu einer Parkbank, an deren Lehne ein merkwürdiges Messingschild mit der Aufschrift »>= 7,0 Hindenburg-Park« angebracht war. Dieser Park hatte in meiner ursprünglichen Realität niemals existiert. Nachdem ich mich auf die Bank gesetzt hatte, verfolgte ich noch eine Weile fasziniert das anmutige Treiben der jungen Frauen. Alles, was ich sah, war das Ergebnis meines resoluten Eingriffs in die Geschichte der Menschheit. Jeder Grashalm, jeder Baum, jede Blume, jedes hübsche Mädchen auf der Wiese – all das existierte nur deshalb, weil ich vor 102 Jahren Hitler getötet hatte. Wohin ich meine Augen auch lenkte, überall erblickte ich zufrieden wirkende Menschen, die das Wochenende genossen. Auch die Männer, die nun in einiger Entfernung über die Wiese gingen, schienen allesamt glücklich, gesund, dynamisch, agil und sportlich zu sein. Offensichtlich war es mir gelungen, eine überaus lebenswerte Zukunft zu erschaffen. Ich durfte mich zu Recht als Schöpfer dieses Elysiums bezeichnen und fühlte mich wie Gott. Den Großeltern dieser wunderbaren Menschen hatte ich ein grausames Kapitel der Geschichte erspart. Diese netten Leute, bei deren sorglosem Treiben ich begeistert aus der Ferne zusehen durfte, hatten in ihren Geschichtsbüchern noch nie etwas über Hitler gelesen. Für sie hatte er nie existiert und ich allein war der Grund dafür.

Als ich nach oben sah, erspähte ich plötzlich einen Quadropter, der ungefähr 50 Meter über mir seine Bahnen zog. Wahrscheinlich handelte es sich um ein von Kindern gesteuertes

Spielzeug. Ich ließ zwar intensiv meine Blicke schweifen, entdeckte aber nirgendwo irgendjemanden, der eine Fernsteuerung in Händen hielt. Ich dachte mir also nichts weiter dabei und wandte mich wichtigeren Fragen zu: Was war geschehen? Warum existierte meine Luxusvilla nicht mehr? Warum sah alles anders aus? Wohin und zu wem sollte ich jetzt gehen? Was sollte ich als Nächstes tun? Zumindest die letzte Frage konnte ich mir selbst spontan beantworten: Als Ingenieur und Naturwissenschaftler sah ich es als meine Aufgabe an, alles zu erforschen, was mir in der von mir höchstselbst erschaffenen Realität noch alles begegnen würde. Ich musste also meine Augen offen halten und alles Wichtige dokumentieren. Zu diesem Zweck holte ich meine inzwischen in der Arbeitstasche verstaute Zeitmaschine wieder hervor und machte ein paar Fotos von dem wunderschönen Park. Dank des Hochleistungsspeichers war es mir möglich, mindestens 10000 Fotos zu schießen. Das erste Motiv, das ich in diesem Garten Eden aufnahm, war ein auf der Mitte der Wiese errichteter Springbrunnen, der sogar Trinkwasser ausspie, denn ich sah immer wieder, wie einige junge Leute das sprudelnde Nass direkt in ihre Kehlen prasseln ließen.

Nach einiger Zeit verließ ich den Park, um noch weitere Eindrücke meiner neu gestalteten Heimatstadt zu sammeln. Als ich durch die frühabendlichen Straßen ging, fiel mir als Erstes die unglaubliche Sauberkeit auf. Alles schien schmutzfrei und blitzblank. Sowohl auf der Fahrbahn als auch auf dem Bürgersteig lag nichts, was dort nicht hingehörte: keine Kippen, keine Papierschnipsel, keine leeren Getränkedosen, keine weggeworfenen Zigarettenschachteln. Irgendwann wunderte ich mich so sehr darüber, dass ich regelrecht nach Unrat zu suchen begann, doch ich fand nichts, was man nur annähernd als unsauber hätte bezeichnen können. So wurde ich immer stolzer auf mich selbst ob meines gelungenen Eingriffs in die Geschichte. Plötzlich stellte ich fest, dass kaum Lärm herrschte, obwohl ich auf dem Gehweg an einer viel befahrenen Straße einerschleuderte. Nach genauerem Hinsehen stellte ich fest, dass es sich bei den Autos, die nahezu geräuschlos an mir vorbeisurrten, ausschließlich um Elektroautos handelte. Das Umweltbewusstsein meiner deutschen Landsleute begeisterte mich. Meine zweite Zeitreise hatte mich in der Tat in eine wundervolle Zukunft katapultiert und alles war letztendlich mein Verdienst. Das Einzige, das mich etwas befremdete, war die Tatsache, dass ich meine Heimatstadt kaum wiedererkannte. Die von mir bestaunten Häuser kamen mir höher vor und schienen sich weniger voneinander zu unterscheiden. Erstaunt stellte ich fest, dass an allen Häusern eine nicht unbeträchtliche Anzahl von Fahnenhaltern angebracht war. In den meisten steckten auch tatsächlich Fahnen, auf denen allesamt auf rotem Grund eine weiße Kreisfläche mit schwarzer Umrandung zu sehen war. Ich hielt das Ganze für die Beflagung eines bald stattfindenden Schützenfestes, denn der schwarz umrandete Kreis ähnelte einer Zielscheibe. Leider schien es in der von mir veränderten Welt weitaus mehr Werbung auf Plakat- und Häuserwänden zu geben. Ich erblickte immer wieder das überlebensgroße Gesicht einer attraktiven Frau, die vom Alter her Mitte 30 sein mochte und außerordentlich suggestiv den Betrachter anstarrte. Unter ihrem Konterfei war in großen Buchstaben der Schriftzug »Silwana Schiring – Schönste Frau aller Zeiten« zu lesen. »Wohl irgendein Model, das einen Wettbewerb gewonnen hat«, vermutete ich und dachte mir nichts weiter dabei. Ich verließ anschließend die Hauptverkehrsstraße und ging in die weniger stark befahrene Venusstraße, von der ich noch nie etwas gehört hatte. Völlig orientierungslos schlenderte ich durch die Gegend dieser mir fremden Realität.

Ich wusste nicht, wohin ich gehen sollte. Ich knipste mit meinem Zeitmaschinenhandy ein Foto nach dem anderen. Als ich gerade dabei war, eine Elektrotankstelle auf der anderen Straßenseite zu fotografieren, erblickte ich dort plötzlich etwas höchst Seltsames: Da lungerten

drei Soldaten vor einem Militär-Lkw herum. Ich schaute genauer hin und erkannte, dass das Nummernschild nicht mit »Y«, sondern mit »WH« begann. Offensichtlich handelte es sich bei den Männern, von denen zwei aus Wasserflaschen tranken, nicht um Bundeswehr-, sondern um Wehrmachtssoldaten. Wurde dort ein Nazifilm gedreht? Ich starrte intensiv zu diesen jungen, kräftigen Burschen hinüber, denn ich konnte es zunächst nicht fassen, war mir aber nach einigen Augenblicken darüber bewusst, dass durch das Nicht-zustande-Kommen des Zweiten Weltkriegs offensichtlich vieles beim Alten geblieben war. Da eine Bundeswehr nie existiert hatte, präsentierten sich diese Soldaten im Outfit der Wehrmacht. Sie trugen die typischen Wehrmachtstahlhelme und waren mit Sturmgewehren unbekannter Bauart bewaffnet. Leider hatten sie mich bemerkt und liefen nun zu mir herüber. »Was ist denn das für ein komischer Vogel?«, fragte der Erste und schlug mir die Zeitmaschine aus der Hand. Sie flog gegen eine Häuserwand und landete zu meinem Entsetzen nicht unerheblich beschädigt auf dem Gehweg.

»Sind Sie wahnsinnig?«, schrie ich. »Was soll das?«

»Habt ihr gehört?«, rief jetzt der Zweite verblüfft. »Der hat uns gesiezt – der muss vollkommen geistesgestört sein!«

»Ja«, sagte der Dritte, »lebensmüde ist er auch noch. Der hat doch tatsächlich eine Brille auf!« Er entriss mir meine teure Sehhilfe und warf sie in hohem Bogen durch die Luft, sodass sie in einiger Entfernung auf dem Gehweg aufschlug, was ich nicht mehr sehen, sondern nur noch hören konnte. »Was ist denn das für ein Aufzug, du Penner?«, fügte er hinzu und riss mir auch noch die Arbeitermütze vom Kopf.

»Sollen wir den melden?«, fragte nun der Zweite.

»Nein, wir haben keine Zeit«, befahl der Erste, »aber der kriegt eine Abreibung.« Er schlug mir den Gewehrkolben vor die rechte Schläfe und stieß mich eine Kellertreppe hinunter. Dann warf er meine Arbeitstasche hinterher und kickte meine Mütze die Stufen herunter. Er sagte in vorwurfsvollem Ton: »Du verdammter Landstreicher kannst froh sein, dass wir dich nicht abknallen.«

»Lass gut sein«, rief der Zweite, »dahinten fliegt eine Drohne! Los, zurück zur Kaserne!«

Zum Glück verschwanden die Soldaten. Möglicherweise war ihre Trinkpause befehlswidrig gewesen. Ich lag mit Schürfwunden, geprellten Rippen und einer Platzwunde am Kopf vor einer Kellertür. »Wo bin ich hier nur reingeraten?«, dachte ich, als ich mit weit aufgerissenen Augen in den Himmel starrte und einen über die Häuser hinwegfliegenden Quadropter erblickte. Ob es derselbe war, den ich im Hindenburg-Park gesehen hatte, vermochte ich nicht zu beurteilen.

Plötzlich öffnete sich die Tür. »Um Gottes willen«, flüsterte eine Frau, die ungefähr so alt war wie ich, und fügte leise hinzu: »Ich habe alles vom Badezimmerfenster aus gesehen.« Sie lief verängstigt ein paar Treppenstufen hinauf und schaute sich um, ob die Soldaten noch zu sehen waren. »Sie sind weg«, sagte sie jetzt lauter und half mir anschließend auf die Beine. »Komm mit in die Wohnung«, forderte sie mich auf, »ich werde dich verarzten.«

Ich blickte voller Sorgen nach oben, wo vermutlich noch meine Zeitmaschine lag. Im ungünstigsten Fall, so befürchtete ich, hatten die Soldaten sie mitgenommen, was eine Katastrophe unvorstellbaren Ausmaßes hätte auslösen können. »Ich brauche unbedingt mein Handy«, sprach ich mit leicht zitternder Stimme, nachdem ich mich mit dem Rücken an die Wand des Kellertreppenschachtes gelehnt hatte. »Es liegt oben auf dem Gehweg«, informierte ich die Frau.

»Was für ein Ding?«, fragte sie erstaunt. Als sie die Stufen nach oben erklommen und einige Meter auf dem Gehweg zurückgelegt hatte, fragte sie: »Ist es dieses merkwürdige Mobiltelefon hier? Es scheint kaputt zu sein.« Sie kam damit herunter und ließ mich anschließend in ihre



Souterrainwohnung eintreten. »Das ist Richard, mein Mann«, sprach sie, während ich mein vermeintliches Mobiltelefon in meiner Arbeitstasche verstaute.

Ihr Mann saß an einem Tisch und fuchtelte gerade an so etwas wie einer vollautomatischen Kartoffelschälmaschine herum. »Was ist passiert?«, wollte er wissen. »Was war das eben für ein Radau da draußen?«

Empört berichtete ich: »Soldaten haben mich verprügelt, weil ihnen mein Gesicht nicht passte. Und meine Brille hat ihnen auch nicht gefallen.«

»Du hast draußen auf der Straße eine Brille getragen?«, fragte er völlig überrascht. »Das kannst du doch nicht machen!«

»Warum soll ich das nicht machen?«, fragte ich genauso überrascht. »Ist das verboten?« Seine merkwürdige Antwort lautete: »Ja, das ist verboten. Das weiß doch jeder.«

»Wie bitte?«, entfuhr es mir. »Das kann doch wohl nicht wahr sein!«

»Irgendetwas stimmt nicht mit ihm«, bemerkte seine Frau. »Ich heiße übrigens Julia. Du kommst wohl nicht von hier. Du sprichst aber sehr gut Deutsch.«

Man bat mich, auf einem Küchenstuhl Platz zu nehmen. Weil ich das alles nicht begreifen konnte, hielt ich es vorerst für angebrachter, unaufgefordert nichts mehr über mich zu erzählen. Also schwieg ich und machte mir darüber Gedanken, ob ich überhaupt noch irgendetwas sagen sollte, denn ich hatte das Gefühl, in eine gefährliche Situation hineingeraten zu sein.

Glücklicherweise erklärte meine Gastgeberin plötzlich: »Keine Angst, hier bist du sicher. Wir werden uns um dich kümmern. Ich behandle erst einmal deine Platzwunde.« Sie wusch das Blut ab, legte eine Kompresse auf und umwickelte meine Stirn mit einer Mullbinde. »Ich habe das schon häufiger gemacht«, sagte sie. »Ich bin nämlich Kindergärtnerin und verarzte manchmal einen meiner Schützlinge. Du weißt ja, wie wild die Kinder heutzutage spielen.«

»Das ist nett, dass Sie mir helfen«, bedankte ich mich bei ihr.

Sie jedoch rief verwundert: »Hast du mich gerade etwa gesiezt? Das kannst du doch nicht machen!«

»Der Typ ist echt komisch«, mischte sich Richard jetzt ein.

Ich fragte: »Ist das Siezen etwa auch verboten?«

»Offensichtlich leidest du an einer Amnesie«, diagnostizierte Julia und ergänzte: »Der Soldat hat dir ganz schön heftig vor den Schädel gehauen. Das kann doch ansonsten gar nicht sein, dass du nicht weißt, dass nur die Führerin gesiezt wird.«

»Die Führerin?«, rief ich verwirrt. »Wer ist *das* denn? Habe ich richtig gehört?«

»Du musst dich jetzt hinlegen«, beruhigte mich Julia. »Wir können keinen Arzt holen. Wenn der dich sieht, wird er womöglich deine Internierung veranlassen.«

Nachdem man mich auf die Wohnzimmercouch gebettet hatte, fragte ich: »Ist diese Silvia Dingsens die Führerin? Diese blonde Frau, die ich draußen überall auf Plakaten gesehen habe?«

Richard bestätigte: »Ja, genau die ist das. Unsere ›geliebte‹ Führerin Silwana Schiring.«

»Ich kann ohne Brille nicht viel sehen«, beklagte ich mich. »Ich habe minus 3,5 Dioptrien auf beiden Augen.« Ich zeigte mit meiner zitternden rechten Hand in östliche Richtung und erklärte: »Sie liegt fünf, vielleicht acht oder mehr Meter in dieser Richtung auf dem Bürgersteig.«

»Ich hol sie«, sagte Richard, und während er dabei war, die Wohnung zu verlassen, warnte ihn seine Frau: »Pass auf, dass das niemand sieht. Und achte auf die Drohnen!« Nachdem er mit der kaputten Brille zurückgekehrt war, fragte mich seine Frau: »Weißt du noch deinen Namen oder hast du den auch vergessen?«

»Ich weiß nicht«, schauspielerte ich, »ich kann mich nicht erinnern. Ich kann mich anscheinend an nichts erinnern, was vor dem heutigen Tag geschehen ist. Es kommt mir so vor, als gäbe es kein Gestern, als hätte ich keine Vergangenheit.«

Julia überprüfte noch einmal den Verband an meinem Kopf und sagte währenddessen: »Wie dem auch sei – wir sind die Prackmanns.«

Ich wurde von den beiden nun angestarrt, als wäre ich von einem anderen Planeten kommend auf der Erde notgelandet. Zwar zog ich es kurz in Erwägung, ihnen die Wahrheit zu erzählen, doch ich entschloss mich letztendlich dazu, ihnen besser nicht mitzuteilen, dass ich ein Zeitreisender war. Wer hätte das schon geglaubt? »Ich möchte wirklich niemandem zur Last fallen«, entschuldigte ich mich. Ich starrte entsetzt auf meine auf dem Wohnzimmertisch liegende Brille, deren Gläser völlig zerstört waren. »Ich kann ohne Brille nichts sehen – ich bräuchte eine neue.«

Herr Prackmann erläuterte daraufhin energisch: »Das geht nicht. Hast du nicht gehört, was ich vorhin gesagt habe? Brillen sind verboten. Man darf nur Kontaktlinsen tragen. Die Führerin will es so.«

»Ich kann dir Ersatzlinsen von mir geben«, bot mir Julia an. »Sie sind aber etwas zu schwach für dich.« Nachdem sie schnell in ein Zimmer gelaufen und genauso zügig zurückgekehrt war, sagte sie freundlich: »Hier sind sie – probier sie mal.«

Ich rief: »Um Gottes willen, ich habe noch nie Kontaktlinsen ausprobiert. Ich krieg die nicht rein.« Nach einer unbeholfenen Herumfuchtelei mit den Linsen gelang es mir schließlich doch, sie auf meine Augen zu platzieren. »Sehr gut«, sagte ich freudig überrascht, »fast so scharf wie mit meiner Brille. Nur auf dem rechten Auge seh ich nicht so gut – aber egal.« Erst jetzt konnte ich die Prackmanns einigermaßen gut erkennen. Beide waren groß und schlank. Julia hatte trotz ihres eher dunkleren Teints blonde Haare, die hinten zu einem hübschen Zopf zusammengeflochten waren. In der Wohnung war es genauso sauber wie draußen auf der Straße und im Park. Wie sich später noch herausstellen sollte, hatte ich sehr viel Glück gehabt, bei den Prackmanns untergekommen zu sein. Ich wusste aber nicht, wie es weitergehen würde, denn ich blickte nun besorgt in meine Arbeitstasche und holte meine Zeitmaschine wieder heraus. Dabei achtete ich darauf, dass meine Gastgeber auf keinen Fall die Pistole zu Gesicht bekamen. Das Display des Zeitmaschinenhandys war zersplittert und am Gehäuse waren hässliche Kratzer zu sehen. Mir wurde fast schlecht, als ich feststellte, dass sich meine Erfindung nicht mehr einschalten ließ. »Ich muss es unbedingt reparieren«, bemerkte ich und bat um einen Schraubenzieher für sehr schmale Schlitze.

»So ein komisches Mobiltelefon habe ich noch nie gesehen«, sagte Richard erstaunt.

Als er mir einen Feinmechaniker-Schraubenzieher gab, erwiderte ich: »Wenn ich das Ding wieder in Gang bringe, finde ich eventuell nützliche Informationen. Vielleicht steht da irgendwo, wie ich heiße.« Ich öffnete das Gehäuse und entfernte die eigens von mir entwickelte EMP-Schutzfolie. Die Beschädigung schien sich glücklicherweise in Grenzen zu halten. Nur ein 56-Kilohm-Widerstand war angekokelt und musste ersetzt werden. Durch den Aufprall der Zeitmaschine an der Häuserwand und auf dem Bürgersteig war es vermutlich zu einem Störstrom gekommen, den der Widerstand nicht verkraftet hatte. Als ich die gesamte Platine noch einmal überprüfte, stellte ich keine weiteren Beschädigungen fest. Alle übrigen Module, Bauelemente und Sicherungen schienen intakt zu sein. Allerdings konnte ich mit bloßem Auge und ohne detaillierte Funktionstests keine hundertprozentig präzise Aussage über den Zustand meiner Erfindung machen. Ich sagte: »Ich brauche einen 56-Kilohm-Widerstand und einen Lötcolben.«

»Einen Lötkolben habe ich«, antwortete Richard, »aber nicht den Widerstand. Morgen bringe ich dir einen von der Arbeit mit, falls ich einen finde. Ich arbeite nämlich in einer Waffenfabrik, in der es auch eine Elektroabteilung gibt.«

Ich erwiderte erleichtert: »Das wäre wirklich sehr nett von dir, Richard. Ich weiß gar nicht, was ich ohne euch machen würde.«

»Du musst dich ausruhen«, sprach nun Julia, »damit du wieder zu Kräften kommst. Wir werden jetzt zu Abend essen. Schaffst du es bis zum Esstisch?«

Ich begab mich in die Esszimmernische, wo Richard schon dabei war, den Tisch zu decken. Als ich mich auf einen der vier Stühle setzte, bemerkte ich mir gegenüber an der Wand das Bild derjenigen Frau, die die Prackmanns als Führerin bezeichnet hatten.

»Ist das die Führerin?«, fragte ich. »Sie scheint wohl überall zu sehen zu sein.«

»Ja«, erklärte Richard, »unsere sogenannte Führerin ist allgegenwärtig. Wir haben das Bild an der Wand, weil die Nationalfeschisten misstrauisch würden, wenn wir es nicht aufgehängt hätten.«

»Nationalfeschisten?«, erkundigte ich mich verwirrt. »Habe ich richtig gehört? Was sind denn *das* für Leute?«

Richard sagte: »Du scheinst ja wirklich ordentlich etwas abbekommen zu haben. Woher sollen wir eigentlich wissen, dass wir dir überhaupt vertrauen können? Vielleicht bist du ein Spion. Dann hätte ich mich wohl schon gewaltig um Kopf und Kragen geredet.«

»Ich bin kein Spion«, erwiderte ich. »Warum sollte ich ein Spion sein?«

»Aber Richard«, mischte sich nun Julia ein, »so einen jämmerlichen Spion wie ihn kann es doch gar nicht geben. Ich habe vom Badezimmerfenster aus genau gesehen, wie sie ihn verprügelt haben. Wenn er tatsächlich ein Spion wäre, wären wir doch schon längst tot oder zumindest verhaftet worden. Warum sollten die uns so ein merkwürdiges Schauspiel vorführen? Um jemanden bei uns einzuschleusen? Die haben doch ganz andere Methoden.«

»Ja, das stimmt schon«, bemerkte Richard. »Vielleicht kommt er vom Mond oder sogar vom Mars.«

»Was ist denn das für eine absurde Vermutung?«, fragte ich lachend.

»Er ist völlig verwirrt«, verteidigte mich Julia. »Der Ärmste hat sein Gedächtnis verloren. Er wird wahrscheinlich verfolgt, obwohl er gar nichts Schlimmes getan hat. In den letzten Jahren ist so etwas doch immer öfter geschehen.«

Herr Prackmann bohrte weiter: »Bist du vielleicht ein Strafgefangener? Bist du vom Mond geflohen? Oder vom Mars?«

»Nein«, erwiderte ich, »das ganz bestimmt nicht. Kann es sein, dass hier jemand zu viele Science-Fiction-Bücher gelesen hat?«

»Wieso?«, fragte Richard. »Vor einigen Jahren haben es drei Sträflinge geschafft, vom Mars zu entkommen. Sie haben ein Versorgungsraumschiff gestohlen und sind damit in Südamerika notgelandet. Argentinien hat sie aber ans Deutsche Reich ausgeliefert. Sie sind dann zum Tode verurteilt worden. Es ist übrigens sehr mutig von dir, englische Begriffe zu verwenden. Deswegen könnten wir dich melden, was wir natürlich nicht tun werden.«

»Eins nach dem anderen«, erwiderte ich. »Ihr wollt doch wohl nicht etwa sagen, dass es irgendjemandem gelungen ist, auf dem Mars zu landen.«

»Doch«, antwortete Julia, »2001 sind wir auf dem Mars gelandet.«

Ich fragte überrascht: »Wer ist ›wir‹?«

Sie erläuterte es mir bereitwillig: »Ich meine wir – die Deutschen. 15 deutsche Astronauten sind 2001 auf dem Mars gelandet, um ihn für das Deutsche Reich in Besitz zu nehmen. Schon

1981 hat es Versuche gegeben, zum Mars zu fliegen, aber die Mission mit der Blücher ist gescheitert. Sie ist seitdem verschollen.«

»Ja«, bestätigte Richard, »man munkelt, dass es nicht gelungen ist, sich wirksam gegen die kosmische Strahlung im Weltraum zu schützen. Vermutlich sind die Astronauten daran erkrankt und haben völlig die Orientierung verloren. Mit Sicherheit hat niemand überlebt und die Blücher hat schon längst unser Sonnensystem verlassen. Die kläglich gescheiterte Mission wurde von der Regierung natürlich als große Heldentat hingestellt. Allerdings hat man aus den Fehlern gelernt. Die Abschirmung der kosmischen Strahlung wurde immer weiter verbessert und jüdischen Ärzten gelang außerdem die Entwicklung von Medikamenten, die relativ gut vor der Strahlung schützen.«

Ich war völlig verwirrt und wusste für einige Augenblicke nicht, wie mir geschah. Sollte ich das von den Prackmanns mir in den letzten Minuten Erzählte glauben? Ich hatte aber keineswegs das Gefühl, dass sie gelogen hatten. Ich hielt es jedenfalls für völlig absurd, dass Brillen und englische Begriffe verboten waren. Und wer waren die Nationalfeschisten? Hatten sie sich versprochen und waren Faschisten gemeint? Ich musste unbedingt herausbekommen, was nach dem 24. Juli 1911 geschehen war. Offensichtlich war es nicht so gekommen, wie ich es mir erhofft hatte. »Hört zu«, sagte ich, während ich ein Brötchen aß, »damit ich mein Gedächtnis wiederfinde, muss ich unbedingt wissen, was sich nach dem Ersten Weltkrieg ereignet hat. Was ist in Deutschland nach 1918 geschehen? Vielleicht kann ich mich wieder orientieren, wenn ihr mir das erzählen würdet.«

Richard erwiderte erstaunt: »Wieso sprichst du vom ›Ersten‹ Weltkrieg? Es hat doch noch gar keinen Zweiten Weltkrieg gegeben.«

Ich sagte: »Ich meine den Krieg von 1914 bis 1918.«

»Man nennt ihn den Großen Krieg«, klärte mich Julia auf, »aber vielleicht wird man diesen Krieg tatsächlich irgendwann als Ersten Weltkrieg bezeichnen. Das könnte ...«

»Ja«, unterbrach sie ihr Mann, »wahrscheinlich sogar schneller, als uns lieb ist.«

Ich wiederholte meinen Wunsch: »Bitte erzählt mir die deutsche Geschichte nach 1918.« Anschließend fragte ich: »Was ist aus der Weimarer Republik geworden?«

»Na ja«, erbatnte sich Herr Prackmann, »wenn dir das helfen sollte, werde ich das gerne tun. 1934 war die Weimarer Republik am Ende. So kam es zu einem Putsch von Oberst Schiring. Der war ein ausgezeichnete Redner und konnte die Leute mitreißen und überzeugen. Sein Vorhaben, die Demokratie wieder abzuschaffen, fand breite Zustimmung. Er wollte angeblich die Monarchie wieder einführen, holte daher Wilhelm II. aus dem Exil zurück und setzte ihn wieder auf den Thron. Der Kaiser fungierte aber weitestgehend nur als Grüßaugust und hatte nicht viel zu sagen. Schiring wollte nämlich als Alleinherrscher regieren und nannte sich hierfür Reichsprotektor. Er hatte sich längst mit ausgebufften und fähigen Beratern umgeben. Er und seine Mitstreiter zerschlugen die Sozialdemokraten, die Kommunisten und andere Parteien. Im Parlament waren nur noch Abgeordnete der von Schiring gegründeten Schiringpartei vertreten. Sie gingen konsequent gegen den Judenhass vor, denn sie hatten erkannt, dass gerade die deutschen Juden für einen Wiederaufbau unbedingt vonnöten waren. Vor allem setzte man darauf, Deutschland wieder wirtschaftlich und militärisch stark zu machen. Man führte ein neues Bildungssystem ein, nämlich die sogenannten Fachgymnasien, die es ja auch heute noch gibt. Dadurch werden die Schüler schon in jungen Jahren auf ein bestimmtes Aufgabengebiet spezialisiert und müssen nichts Überflüssiges mehr lernen. Es gibt nur zwei gemeinsame Fächer, die an allen Fachgymnasien unterrichtet werden: Deutsch und Sport. Bei der Bildung wurde nichts dem Zufall überlassen. Durch Eignungstests nach der Grundschule legt die

Reichsbildungsdirektion fest, welcher Schüler welches Fachgymnasium besucht. In derselben Weise verfährt man nach dem Abitur. Dort werden den Abiturienten nach Ableistung der anderthalbjährigen Wehrpflicht, die seit einigen Jahrzehnten auch für Frauen gilt, entsprechende Studienplätze zugewiesen. Und nach erfolgtem Studium geht es genauso weiter: Die Reichsarbeitsdirektion bestimmt, welcher Absolvent welche Stelle bekommt. Julia hat damals nationalfeschistische Pädagogik studiert und ich nationalfeschistische Germanistik. Ich arbeite zwar in der Waffenfabrik, gebe aber selbst nur selten einen Schuss ab. Ich bin zuständig für technische Dokumentation und Visualisierung von Waffensystemen. Das heißt, ich schreibe sozusagen Bedienungsanleitungen für Waffen; dabei würde ich viel lieber als klassischer Germanist arbeiten und mich mit Goethe, Schiller, Kant oder Schopenhauer auseinandersetzen. Aber solche Schriften sind verboten. Wird so etwas bei einer Razzia bei dir gefunden, endest du am Galgen. Wie dem auch sei – Schiring verstand es vorzüglich, das Deutsche Reich in vielerlei Hinsicht voranzubringen. Es stellten sich mit beängstigendem Tempo Erfolge ein, die niemand für möglich gehalten hätte. Die deutschen Wissenschaftler – vor allem die jüdischen unter ihnen – räumten einen Nobelpreis nach dem anderen ab, vor allem in Medizin, Physik und Chemie. Im Geheimen ließ man die Atombombe bauen. Daran beteiligt waren Wissenschaftler wie Albert Einstein und Werner Heisenberg. Die Bombe war 1940 fertig. Sie wurde zu Testzwecken 2000 Kilometer südwestlich von Island abgeworfen. Die anderen Nationen waren schockiert, denn jetzt war das Deutsche Reich die erste Atommacht der Welt. Schiring garantierte, Atombomben nur im Falle eines Angriffs aufs Deutsche Reich einzusetzen, und spielte zunächst den friedfertigen Diktator. Seine wahre Absicht bestand aber nur darin, die Welt zu täuschen und in Sicherheit zu wiegen. Er machte sich sogar bei den freien und demokratischen Staaten dieser Welt beliebt, indem er Mussolinis imperialistischen Plänen entgegentrat. Mit der Atombombe im Rücken zwang Schiring ihn zur Aufgabe. Mussolini wurde vom italienischen König abgesetzt und Italien musste seine Truppen aus allen besetzten Gebieten abziehen. Ähnlich verhielt es sich mit Japan, das den Pazifikkrieg angezettelt hatte. Die deutsche Wehrmacht ließ unter Beobachtung erstaunter Japaner über dem Pazifik fünf Atombomben abwerfen. Dann führte man den japanischen Botschafter im Deutschen Reich mit verbundenen Augen zu einem Geheimplatz, in dem mittlerweile Hunderte von Atombomben gelagert waren. Mithilfe seiner militärischen Überlegenheit zwang Schiring die japanische Führung, den Krieg im Pazifik zu beenden und ihre Truppen aus China abzuziehen. Außerdem übte er Druck auf Stalin aus und erzwang die Unterzeichnung eines Nichtangriffspaktes zwischen dem Deutschen Reich und der Sowjetunion. Man hielt Schiring für einen wahren Friedensfürsten, doch in Wirklichkeit wollte er nur Machtspielchen treiben und austesten, wie weit er gehen konnte. Um seine Macht weiter zu festigen, ließ er Wernher von Braun die schnellsten Raketen der damaligen Zeit bauen. Sie konnten bald mit Atomsprengköpfen bestückt werden. Überall auf deutschem Reichsgebiet wurden geheime Raketensilos errichtet. Dadurch war Deutschland Mitte der Vierzigerjahre das mächtigste Land der Welt. Die extrem schnellen Raketen konnten schon damals in Rekordzeit jeden Punkt der Erde erreichen. Mit geschickter Diplomatie erreichte unser Reichsprotector, dass ihm Zugeständnisse gemacht wurden. So gelang es ihm, die Siegermächte des Großen Krieges zu überreden, die Versailler Verträge aufzuheben. Alle im Krieg verloren gegangenen Gebiete wurden wieder eingegliedert. Das deutsche Volk jubelte und nannte ihn den Retter der deutschen Nation. 1944 leitete er eine Volksbefragung in Österreich in die Wege. Mit großer Mehrheit stimmte man dort für die Wiedervereinigung mit dem Deutschen Reich. Ebenfalls angeschlossen wurden kurze Zeit später die deutschsprachigen Gebiete in Böhmen. Nachdem der Kaiser gestorben war, erklärte Schiring scheinheilig, eine so überragende Persönlichkeit wie Wilhelm II.

könne unmöglich ersetzt werden. So blieb der Kaiserthron bis zum heutigen Tag unbesetzt. Das bisschen Macht, das der Kaiser ausgeübt hatte, riss sich Schiring auch noch unter den Nagel. Für Macht tat er alles. Er strebte danach, der mächtigste Diktator aller Zeiten zu werden. Deshalb war es notwendig, dass auch Deutschland immer stärker wurde. Er erreichte dies durch eine intensive Ankurbelung des wissenschaftlich-technischen Fortschritts. 1953 landeten vier deutsche Astronauten mit einer Schiring-VII-Rakete als erste Menschen auf dem Mond. Das war genau heute vor 60 Jahren. Doch so langsam zeigte Schiring sein wahres Gesicht. Jetzt, wo er nahezu allmächtig war, ging er dazu über, gegen Andersdenkende, Asoziale, Homosexuelle und sogenannte Volksschädlinge vorzugehen. In der Mitte der Fünfzigerjahre besetzte die Wehrmacht die Färöer-Inseln, auf denen militärische Versuchsanstalten errichtet wurden. Außerdem wurden die Lofoten erobert, auf denen für Feinde des Deutschen Reichs Internierungslager gebaut wurden. Kein Häftling soll jemals von dort zurückgekehrt sein. Nach einer Meinungsverschiedenheit mit Franco demonstrierte Schiring seine Macht und ließ kurzerhand die Balearen besetzen. Heute unterhält die Führerin dort mehrere Winterresidenzen. Im Winter regiert diese Schöfraz wegen des besseren Wetters fast ausschließlich von Mallorca aus. Im Moment ist sie in ihrer Sommerresidenz im Breslauer Schloss. Diese Wahnsinnige hat unter anderem auch Schloss Neuschwanstein, die Marienburg in Ostpreußen und die Hofburg in Wien zu ihren Residenzen umbauen lassen. Aber so weit bin ich ja noch gar nicht. Wo war ich stehen geblieben? Deutschland war schon seit Ende der Vierzigerjahre die einzige Nation, die damit begonnen hatte, Satelliten ins All zu schießen. Schiring setzte die anderen industriellen Staaten unter Druck, jegliche Weltraummissionen zu unterlassen. Seine inoffizielle Maxime lautete: ›Wer den Weltraum beherrscht, beherrscht die Welt.‹ Seit der erfolgreichen Mondlandung wollte Deutschland seine Monopolstellung in Sachen Weltraumtechnologie und -missionen behaupten. Das Deutsche Reich übernahm für die gesamte Welt das In-Umlauf-Bringen sämtlicher Satelliten und verdiente daran natürlich auch sehr gut. In Berlin-Zehlendorf und Umgebung wurde ein gigantischer Weltraumbahnhof errichtet. Natürlich wollten sich viele Länder wie die USA oder die Sowjetunion das deutsche Monopol nicht gefallen lassen und versuchten im Geheimen, ihrerseits Raketen zu starten, doch der Reichsinformationsdienst hatte davon Wind bekommen, woraufhin der Reichsprotector mit ernsthaften militärischen Konsequenzen drohte. In den Sechzigerjahren wäre es fast zum Ausbruch eines gewaltigen Krieges gekommen, weil die deutsche Luftwaffe bei einem Überraschungsangriff eine Raketenstarteinrichtung der Amerikaner in Florida völlig zerstört hatte. Die Flugzeuge waren von der Karibikinsel Guadeloupe gestartet. Zuvor hatte Schiring Frankreich ja dazu gezwungen, ihm die Insel für einen Spottpreis zu verkaufen. Die Amerikaner konnten letztendlich nichts gegen unsere fortschrittliche Militärtechnologie unternehmen, denn sie wussten, dass unsere Raketen mindestens zehnmal schneller waren als ihre. Des Weiteren fürchteten sie unsere Tarnkappenbomber und unsere Atom-U-Boote, die wie die Bomber nicht zu orten sind. Jeder amerikanische Erstschatz wäre völlig sinnlos gewesen, denn auf Guadeloupe waren Hunderte von Nuklearraketen stationiert. Allerdings hatte Schiring trotzdem Angst vor einem Verzweiflungsangriff der Amerikaner und Russen. Anfang der Siebzigerjahre wurde ein gigantisches militärisches Projekt ins Leben gerufen, das zum Ziel hatte, jedweden Einschlag einer feindlichen Rakete auf deutschem Boden zu verhindern. Das Ganze nannte sich NAS-System, was ja bekanntlich Nuklearabwehrsatellitensystem bedeutet. Was das genau ist, darf selbst ich nicht in allen Einzelheiten wissen, aber es ist extrem gefährlich für jeden potenziellen Angreifer. Es wurden wohl Tausende von Spionagesatelliten auf verschiedene Umlaufbahnen gebracht. Von oben werden Fotos geschossen und es wird praktisch die ganze Welt überwacht. Das Wichtigste dabei

sind die Raketensatelliten, von denen aus Abwehrraketen auf feindliche Erstschlagsraketen kurz nach deren Start abgefeuert werden können. So sind die feindlichen Raketen völlig wirkungslos und detonieren möglicherweise sogar noch über ihrem eigenen Territorium. Des Weiteren umkreisen Millionen von kinetischen Geschossen unsere Erde. Im Bedarfsfall können sie per Funk angesteuert und auf jeden Punkt unseres Planeten abgefeuert werden. Aber selbst das alles reichte Schiring immer noch nicht. Er wollte die ultimative Supermassenvernichtungswaffe. Die deutschen Waffentechniker und Ingenieure – nicht wenige von ihnen Juden – sollten ihm eine Waffe bauen, die die Feinde des Deutschen Reiches ausschalten kann, aber deren Infrastruktur nicht völlig zerstört. Vor allem aber sollte diese Waffe keine gesundheitsschädliche Strahlung freisetzen. So wurde 1973 die Kältebombe erfunden. Wird ein Kältebombensprengsatz mit einer Rakete auf ein bestimmtes Ziel geschossen, wird ein extrem großer Teil der umgebenden Wärmeenergie eingesaugt und nach oben in den Weltraum geleitet. Das heißt, in einem großen Radius um den Einschlagsort herum sinken die Temperaturen schlagartig auf minus 200 Grad Celsius oder weniger. Dagegen gibt es keine Abwehr – alles wird in einen riesigen Gefrierschrank verwandelt. Die Menschen und Tiere, die sich dort aufhalten, erstarren im Bruchteil einer Sekunde und sterben den Kältetod. Jetzt muss man nur noch abwarten, bis die Normaltemperatur erreicht ist, und kann gemütlich ohne Gegenwehr und Geigerzähler das feindliche Gebiet besetzen. Die erste Kältebombe schoss man im April 1973 2000 Kilometer südwestlich von Australien in den Indischen Ozean. Man hatte dort zu Testzwecken ein ausrangiertes Kriegsschiff mit Versuchstieren an Bord hingefahren. Kein Lebewesen überlebte. In Perth sanken wenig später die Temperaturen um bis zu zehn Grad. Jetzt war endgültig klar: Das Deutsche Reich war unbesiegbar. Schirings Lebenswerk war vollendet. So weit, so gut. Die richtige Misere begann erst 1974, als er schweren Herzens die Entscheidung gefällt hatte, sich zur Ruhe zu setzen. Er hatte Deutschland mit einer unglaublichen Energieleistung zur Nummer eins der Welt gemacht und konnte einfach nicht mehr. So übergab er seine Macht seiner Tochter Fiona. Arthur Schiring war nämlich mit einer ehemaligen Kasernenfriseurin verheiratet, die ihm 1940 eben diese Fiona geboren hatte. Sie war ausgesprochen kapriziös, unglaublich verschlagen und extrem süchtig nach Schönheit und Luxus, denn als einzige Tochter des allmächtigen deutschen Reichsprotectors war sie natürlich sehr verwöhnt worden. Das Erste, was sie machte, war, sich eine andere Bezeichnung zu geben. Sie nannte sich nicht Reichsprotectorin, sondern Reichsführerin. Sie gründete, nachdem ihr Vater Ende der Siebzigerjahre unerwartet an einem Schlaganfall gestorben war, eine neue Partei, nämlich die NFPD, also die Nationalfeschistische Partei Deutschlands. Die Schiringpartei wurde aufgelöst und deren Mitglieder mussten sich der NFPD anschließen. Fiona Schiring genügte es nicht, dass das Deutsche Reich die gesamte Welt dominierte, denn sie war ja nichts anderes gewohnt. Nein, sie wollte ihren eigenen Stempel aufdrücken und überall im Reich Schönheit, Gesundheit und Jugendhaftigkeit verwirklicht sehen. Sie hatte erkannt, dass Schönheit etwas ist, womit man die Menschen hervorragend manipulieren kann. Der deutsche Mensch sollte ihren Idealen entsprechen. In den Achtzigerjahren erließ sie Schönheitsgesetze, Gesundheitsgesetze und Jugendhaftigkeitsgesetze. Sie baute die von ihrem Vater in die Wege geleitete Überwachung aller deutschen Bürger weiter aus und kontrollierte das kulturelle und private Leben aller Deutschen. 1996 schaffte sie Bargeld ab. Zahlungsverkehr erfolgt seit dieser Zeit nur noch bargeldlos über spezielle Kreditkarten, die beim Reichsmarktforschungsinstitut registriert sind. So weiß der Staat ganz genau, wer was wann wo zu welchem Preis gekauft hat. 1997 erließ sie ein Gesetz, das alle Reichsbürger ab acht Jahren dazu verpflichtet, ein Mobiltelefon zu besitzen. Seitdem muss jedes Mobiltelefon bei der Reichssicherheitsagentur registriert und immer eingeschaltet sein, damit jeder Deutsche ab acht

Jahren jederzeit und überall lokalisiert werden kann. Natürlich werden alle Gespräche und Kurznachrichtendiensttexte gespeichert und überprüft. Angeblich dient das alles nur der Sicherheit und dem Schutz der Bürger vor Straftaten und terroristischen Anschlägen. Um wieder auf Fiona Schirings Schönheitswahn zurückzukommen – es wurden zahlreiche Verbote erlassen. Alkohol wurde verboten. Rauchen wurde verboten. Übermäßiger Genuss von Süßigkeiten wurde verboten. Tätowierungen wurden verboten. Durchsteckschmuck wurde verboten. Nahezu alles, was in ihren Augen schädlich für Schönheit, Gesundheit und Jugendhaftigkeit war, wurde verboten. Verstöße dagegen wurden hart bestraft; nicht selten verschwanden als SGJ-Verbrecher bezeichnete Menschen auf den Lofoten oder in anderen Lagern. Das Schlimme ist, dass die Mehrheit aller Deutschen hinter ihr stand und bereitwillig die Schönheits-, Gesundheits- und Jugendhaftigkeitsgesetze befolgte. Sie verstand es vorzüglich – wie einst ihr Vater –, das Volk ihrem Willen zu unterwerfen. Sie schaffte es sogar, sich gegenüber Männern durchzusetzen und eine leicht matriarchalische Gesellschaftsordnung zu installieren. Das hatte zur Folge, dass seitdem Frauen nicht nur gleichberechtigt, sondern eher schon etwas überberechtigt sind. Sie erließ absurde Gesetze zum Schutz der deutschen Frau. So ist es beispielsweise Männern verboten, Frauen in der Öffentlichkeit zum Zwecke der Kontaktabbauung anzusprechen. Bei solchen und ähnlichen Angelegenheiten liegt gesetzlich vorgeschrieben die Initiative allein in den Händen der Frauen. Sozusagen Damenwahl auf der ganzen Linie. 1998 starb sie bei einem Reitunfall, doch ihre wenigen ideologischen Gegner konnten nicht aufatmen, denn sie übergab die Macht an ihre Tochter Silwana, die 1970 aus einer Affäre ihrer Mutter mit einem smarten Reitstallburschen hervorgegangen war. Und die war noch deutlich schlimmer als ihre Mutter. Sie war völlig infiltriert von deren Wahn und verschärfte die SGJ-Gesetze. Zu Beginn ihrer Herrschaft legte sie zunächst die Vorsilbe ›Reichs‹ ab und nannte sich nur noch Führerin. Sie führte im ganzen Reich Schönheitsämter ein und erfand den Attraktivitätswert, auch Schönheitswert genannt. Seitdem muss sich jeder Deutsche einmal im Jahr zur Bestimmung des Attraktivitätswertes zum Schönheitsamt begeben. Dort bekommt man nach der Prüfung eine Schönheitsplakette, die man immer dabei haben muss. Der AW kann zwischen 0,0 und 10,0 liegen. Ich zum Beispiel habe einen AW von 4,6 und meine Frau einen AW von 4,7. Das heißt, wir liegen schon unter dem Durchschnitt von 5,0. Es gibt insgesamt zehn Attraktivitätsklassen. Die niedrigste Klasse geht von 0,0 bis 0,9. Die höchste Klasse geht von 9,0 bis 9,9. Die einzelnen Klassen werden nach den jeweiligen Vorkommastellen bezeichnet. Leute mit einem AW von 0,0 bis 0,9 sind Nuller, Leute von 1,0 bis 1,9 Einser, Leute von 2,0 bis 2,9 Zweier und so weiter. Eigentlich existieren sogar elf Klassen – es gibt nämlich noch eine Klasse außer Konkurrenz. Die Führerin hat sich selbst eine Zehn gegeben. Es können übrigens nur Frauen und Männer heiraten, wenn die Differenz ihrer beiden Attraktivitätswerte nicht größer als 0,5 ist. Außerdem wurde im Rahmen des Jugendhaftigkeitsgesetzes bestimmt, dass nur noch Frauen und Männer heiraten dürfen, wenn ihr Altersunterschied drei Jahre nicht übersteigt. Silwana Schiring legte im Gegensatz zu ihrer Mutter genauestens fest, was man unter Schönheit zu verstehen hat. Im Schönheitsgesetz wurden Größe-Gewicht-Tabellen verankert. Abweichungen davon führen zwangsläufig zur Verringerung des AWs. Bei der Schönheitsprüfung muss sich der Bürger nur mit einer Unterhose bekleidet dem Prüfer gegenüberstellen. Bewertet werden zusätzlich zu Größe und Gewicht auch noch Figur und Gesicht. Geringe Abweichungen von der Symmetrie oder so etwas wie unreine Haut oder zu viele Pickel oder Muttermale können unangenehme Folgen haben. Des Weiteren findet einmal im Jahr die Gesundheitsprüfung statt, bei der die Sportlichkeit und die körperliche Belastungsfähigkeit geprüft werden. Dann muss man Gewichte stemmen, auf dem Laufband laufen und Liegestützen machen. Neuerdings werden auch IQ-Tests gemacht,



denn nach Ansicht der Führerin ist Intelligenz ein Bestandteil von Gesundheit. Aus dem Gesamtergebnis wird der Gesundheitswert GW ermittelt. Nachdem Schiring Berlin ab dem ersten Januar 2000 zu Schiringopolis unbenannt hatte, kam es aber noch schlimmer: Sie erließ ebenfalls zum ersten Januar 2000 den Selbstmord mit 65. Nach einem neuen Paragraphen im Jugendhaftigkeitsgesetz war jeder deutsche Reichsbürger dazu verpflichtet, spätestens am Tag seines 65. Geburtstages Selbstmord zu begehen. Damit schaffte die Schiringadministration mit einem Schlag die Rente ab, wodurch Milliarden eingespart werden können. Als ob das noch nicht genug wäre, galt dieses Gesetz auch noch rückwirkend. Ab dem ersten Februar 2000 wurde dieses Gesetz auch tatsächlich rückwirkend angewendet. Die Abendstunden jenes Dienstags und die Nacht auf den zweiten Februar wurden von der ausländischen Presse als deutsche Bartholomäusnacht bezeichnet. Was für eine Untertreibung! Im ganzen Reich verübten mehrere Millionen Bürger, die über 65 Jahre alt waren, Selbstmord. Es herrschte der Ausnahmezustand, da es trotz der Gleichschaltung des deutschen Volkes immer noch einige alte Menschen gab, die sich weigerten. Pausenlos kam es zu Deportationen, die von der von Arthur Schiring gegründeten Sonderbrigade durchgeführt wurden. Überall fuhren und rannten schwer bewaffnete SB-Männer durch die Straßen. Viele über 65-Jährige wurden an Ort und Stelle in ihren Wohnungen und Häusern erschossen. Einsatzgruppen der SB wüteten in Altersheimen wie die Berserker. Über 20 Millionen Tote hat es damals gegeben und das zog sich über Monate hin. Viele angrenzende Länder waren aus Angst vor Repressalien nicht dazu bereit, deutsche Altersflüchtlinge aufzunehmen. Deutsche, die über 65 sind und sich innerhalb der Reichsgrenzen versteckt haben, bezeichnet man im NF-Jargon als Hasen. Schiring erließ nach der Nacht des Schreckens ein Gesetz, das Hasen für vogelfrei erklärt. Jeder, der ihrer habhaft wird, darf sie in jeder nur erdenklichen Weise töten. Ansonsten ist man dazu verpflichtet, Hasen, wenn man ihnen denn irgendwo begegnen sollte, unverzüglich der Geheimen Reichspolizei zu melden. Wenn man der Gereipo einen toten Hasen vor die Tür legt, bekommt man 3000 Reichsmark Belohnung überwiesen. Am 19. November muss sich mein Vater umbringen. Im nächsten Jahr folgt meine Mutter und Julias Eltern sind auch bald dran. Schiring reichte es noch nicht, dafür zu sorgen, dass kein Deutscher über 65 wird – sie ließ im Rahmen ihres verschärften Enthässlichungsprogramms ab dem Jahr 2004 alle Deutschen deportieren, deren AW unter 3,0 liegt. Alle Nuller, Einser und Zweier wurden verhaftet. Wir haben nun Angst, dass sie auch eines Tages uns abtransportieren lässt. Wie weit wird Schiring noch gehen? Alles, was nicht schön, gesund und jugendlich ist, wird von ihr verfolgt und schlussendlich ausgerottet. Das Lager bei Sørvågen auf den Lofoten ist kein gewöhnliches Gefängnis – es ist ein Vernichtungslager. Das weiß jeder, aber kaum jemand stört sich daran. Den Spruch ›Du frierst nicht lang auf den Lofoten, denn schnell wird warm dir in den Schloten‹ kennt jedes Kind. In der Schule lernen unsere Kinder solche Formeln wie ›Jugend gleich minus Zeit in Jahren geteilt durch sechseinhalb Jahre plus zehn‹. Silwana Schiring hat die Schönheits-, Gesundheits- und Jugendhaftigkeitsphilosophie perfektioniert und in die Köpfe ihrer Untertanen verpflanzt. Die meisten denken überhaupt nicht darüber nach, was da in ihre Gehirne reingehämmert wird. In unserer Gesellschaft dreht sich nahezu alles nur noch um SGJ. Es gibt keine christlich-humanistische Moral mehr. Wir Deutschen trachten nur noch danach, schön, gesund und jung zu sein. Tja, als guter Deutscher muss man sich halt dem Willen der Führerin unterwerfen und sich am Ende selbst umbringen. Jegliches Infragestellen oder nur die leiseste Kritik endet in der Regel tödlich. Wir hatten eine Tochter, aber die Schiringisten haben sie uns genommen. Vor sechs Jahren verlor sie bei einem U-Bahn-Unglück ihren linken Arm. Als sie im Krankenhaus ankam, lebte sie noch. Doch als wir dort eintrafen, sagte man uns, sie sei bei einer derart schwerwiegenden Verstümmelung nicht mehr als vollwertiges Mitglied der

Volksgemeinschaft anzusehen und daher aufgrund eines Paragraphen im Gesundheitsgesetz eingeschlafert worden. Es tue ihnen sehr leid. Vor einigen Jahren haben wir uns Schirings Buch ›Mein Anliegen‹ besorgt. Wir wollten wissen, was sie sonst noch in die Tat umzusetzen gedenkt. Als guter Reichsdeutscher muss man dieses antiintellektuelle Machwerk ohnehin in seinem Bücherregal links oben stehen haben, damit man nicht in den Verdacht gerät, irgendetwas an den Nafis auszusetzen zu haben. In diesem unsäglichen Schundbuch steht es zwar nicht direkt drin, aber ich befürchte, sie will das Selbstmordalter auf 60 senken. Diese Schöfraz will den perfekten deutschen Menschen erschaffen. Sie will alles ausmerzen, was hässlich, krank und alt ist. Wir haben Angst. Es wird bald Krieg geben. Die ganze Welt hasst uns. Amerikaner, Russen und Chinesen haben sich zusammengetan. Ich glaube, sie wollen das Deutsche Reich zurück in die Steinzeit bomben. In den letzten Jahren sind die Töne aus Washington, Moskau und Peking immer schärfer geworden. Und darauf reagiert die Führerin in der Regel mit Parolen des Hasses und der Gewalt. Vor drei Wochen sind fünf deutsche Urlauber auf Hawaii von aufgebrachten Jugendlichen ermordet worden. Die Führerin verlangte die unverzügliche Auslieferung der Täter, doch die USA weigerten sich. Schiring stellte ein Ultimatum, und als dieses ablief, ließ sie eine Rakete mit einem Kältebombensprengsatz geringer Stärke auf Hawaii abfeuern. Dabei erfroren um die 17000 Menschen; allerdings waren die Täter zuvor ins Kernland der USA gebracht worden. Schiring hat die Adonis, mit über 1000 Metern Länge das größte Schiff der Welt, in den Pazifik geschickt. Das ist ein gigantomanischer Flugzeugträger, auf dem ganze Divisionen untergebracht werden können. Außerdem sieht man seitdem immer mehr Soldaten und Wehrmachtsfahrzeuge auf den Straßen. Die Grenzen des Deutschen Reiches wurden dichtgemacht. Überall wittert man Spione, überall kam es zu Verhaftungen. Nächtliche Ausgangssperren wurden verhängt. Ab 22:00 Uhr dürfen sich Zivilisten nicht mehr auf der Straße aufhalten. Vor vier oder fünf Tagen haben sie Meißberg erschossen, weil er seinen Personalausweis nicht dabei hatte und seine Identifizierungsnummer nicht auswendig nennen konnte. Er wohnte hier schräg gegenüber. Wir wissen einfach nicht, wie es weitergehen wird.«

Ich erhob mich vom Tisch und lief nervös hin und her. »Um Gottes willen«, sagte ich, »mir tut das alles total leid! Ich weiß gar nicht, was ich dazu sagen soll.«

»Es ist doch nicht deine Schuld«, verteidigte mich die ahnungslose Julia. »Du kannst doch nichts dafür.«

»Wenn sie nur wüsste«, dachte ich. Sollte ich den Prackmanns erzählen, dass ich ein Zeitreisender war? Dass ich sehr wohl schuld war an der Misere, in der die ganze Welt jetzt steckte? Ich war nicht in einer lebenswerten Zukunft gelandet, sondern in der Hölle. Es gab zwar keinen Faschismus à la Hitler, aber dafür Schirings Feschismus. Und das Schlimmste war, dass meine Zeitmaschine nicht funktionierte. »Kann ich irgendetwas für euch tun?«, fragte ich. »Ich würde mich gerne erkenntlich zeigen. Für eure Gastfreundschaft, meine ich.«

»Aber nein«, wiegelte Richard sofort ab, »das ist doch selbstverständlich. Setz dich doch wieder hin – du bist noch etwas wackelig auf den Beinen.«

Nachdem ich mich wieder an den Esstisch gesetzt hatte, brachte Julia eine Plastikdose und stellte sie auf den Tisch. »SGJ-Pillen«, sagte sie. »Für mehr Schönheit, Gesundheit und Jugendhaftigkeit. Vielleicht schaffen wir es damit, unseren AW zu erhöhen. Es wirkt auch abführend. Ich sollte auf keinen Fall 55 Kilogramm überschreiten – sonst wird es kritisch.«

»Warum ist das so wichtig für euch?«, wollte ich wissen, doch dies war eine dumme Frage von mir. Ich wusste nicht, wo mir der Kopf stand. Ich war immer noch völlig verwirrt von dem, was Richard über die geschichtliche Entwicklung meiner Heimat seit 1934 berichtet hatte.

Er antwortete dennoch: »Hast du denn nicht zugehört? Wir wollen unbedingt auf über 5,0 kommen, damit wir über dem Durchschnitt liegen. Wir haben Angst, dass Schiring die Unterdurchschnittlichen deportieren lässt. Außerdem wirken sich AW und GW auf unser Geld aus. Bei jedem Beruf gibt es einen festgelegten Geldbetrag, mit dem das Produkt aus Attraktivitäts- und Gesundheitswert multipliziert wird. Je schöner und gesünder man ist, desto mehr verdient man. Wir würden eines Tages auch gerne umziehen. Da in diesem Haus alle schöner sind als wir, müssen wir ganz unten in der Kellerwohnung hausen.«

»Und ich brauche diese Pillen auch?«, fragte ich. »Wie hoch schätzt ihr meinen AW? Den habe ich wohl auch vergessen.«

»Keine Ahnung«, antwortete Julia, »ich bin keine Schönheitsprüferin. Du müsstest schätzungsweise bei 4,4 liegen.«

»Vielen Dank«, erwiderte ich sarkastisch, »das ist ja wirklich sehr schmeichelhaft von dir.« Ich nahm dieses Döschen in die Hand und erblickte darauf das Konterfei von Silwana Schiring. Etwas belustigt erkundigte ich mich bei den Prackmanns, ob es eigentlich irgendetwas gab, worauf diese Dame nicht zu sehen war.

»Leider nur selten«, sagte Julia leise. »Ich glaube übrigens, dass du dich gar nicht erinnern willst. Wahrscheinlich hast du den Schlag vor deinen Kopf zum Anlass genommen, dich nicht mehr an die Umstände deines Lebens zu erinnern. Vermutlich ist das ein Selbstschutz deiner Psyche, weil du den ganzen Schiringwahnsinn nicht mehr ertragen kannst.«

Julia schüttelte über meinem Teller drei Pillen aus der Dose heraus. Nachdem ich sie eingenommen hatte, rief ich ihr dankbar zu: »So wird es sein – du bist eine hervorragende Psychologin.«

Als sie Luft holte, um etwas zu sagen, klingelte es. Sie lief sofort zur Tür und schaute durch den Spion. Dann kam sie zurück zur Esszimmernische und flüsterte: »Verdammt, es ist Schampinski! Was will *der* denn?«

»Mach lieber auf«, flüsterte Richard, »sonst kriegen wir Ärger.« Er wandte sich mir zu und sagte leise: »Versteck dich hier hinter den Stühlen. Er darf dich auf keinen Fall sehen. Das ist unser Häuserblockwart.«

Mir schwante Übles, als ich in die besorgten Gesichter der Prackmanns blickte, und gehorchte unverzüglich. Die beiden gingen nun zur Wohnungstür und Richard öffnete sie. Aus meinem Versteck heraus konnte ich alles gut beobachten. Da überschritt plötzlich ein mindestens 1,90 Meter großer Hüne die Schwelle zur Kellerwohnung. Dann streckte er seinen rechten Arm mit geballter Faust meinen Gastgeber entgegen und schrie: »Heil Schiring!« Julia und Richard grüßten sofort zurück, wirkten dabei aber weitaus weniger enthusiastisch als dieser Herr Schampinski, der sich irgendein Bündel von Stoffetzen über den linken Arm gewickelt hatte. »Ich habe wirklich die Schnauze voll von euch!«, brüllte er. »Es ist doch immer wieder dasselbe mit euch. Ihr superschlauen Juden glaubt wohl, dass ihr euch alles herausnehmen könnt. Habt ihr schon wieder vergessen, dass gestern Reichsfahnenwaschtag war? Ja? Habt ihr das schon wieder vergessen? Hab ich euch nicht schon am Donnerstag mitgeteilt, dass ihr an diesem Wochenende dran seid?«

»Oh Gott«, rief Julia entsetzt, »wir haben nicht dran gedacht! Wir haben es vergessen. Wir hatten so viel zu tun an diesem Wochenende. Es tut uns aufrichtig leid! Es wird auch nie wieder vorkommen. Nie wieder – das verspreche ich.«

»Das will ich auch hoffen«, sagte Schampinski streng. »Das ist jetzt die letzte Warnung. Wenn das noch einmal vorkommt, werde ich euch melden. Seht, wie die Fahnen aussehen! Da haben Tauben draufgemacht. Es wäre ja wohl die größte Schande, solche Fahnen noch länger in diesem

Zustand hängen zu lassen. Wie sieht das denn aus? Gerade jetzt, wo es bald losgeht mit dem Krieg. Da müssen die Fahnen blitzblank sauber sein. Das ist ja wohl klar.« Er warf entrüstet die Fahnen auf den Teppich und fügte energisch hinzu: »Spätestens morgen Abend hängen sie oben am Haus in einwandfreiem Zustand! Ist das klar? Und vergesst ja nicht, sie zu bügeln!«

»Jawoll!«, rief Richard.

»Was ist *das* denn?«, schrie Schampinski plötzlich, als er mit weit aufgerissenen Augen auf den Tisch starrte. »Liegt da etwa eine – Brille? Was hat das zu bedeuten?«

Julia erschrak und beschwichtigte: »Ich habe sie draußen auf der Treppe gefunden. Sie gehört nicht uns. Ich wollte sie wegwerfen, aber dann habe ich mir gedacht, dass es wohl doch besser wäre, sie bei Gelegenheit der Polizei zu übergeben.«

»Das will ich auch gemeint haben«, schrie der Hüne und nahm meine kaputte Brille an sich. »Ich werde sie selber abgeben. Morgen habe ich eine Besprechung mit der Gereipo. Gnade euch Gott, wenn die Laboruntersuchung ergeben sollte, dass das eure Brille ist.« Er hob den rechten Arm wieder an und richtete seinen Zeigefinger gegen Julia. Dann formte er beide Hände zu Fäusten, legte sich die linke Faust auf die Brust, streckte den rechten Arm durch und schrie: »Heil Schiring!« Er drehte sich um und marschierte aus der Wohnung, ohne abzuwarten, ob irgendjemand seinen Gruß erwiderte. Auf der Rückseite seines T-Shirts waren die Buchstaben »HBW« aufgedruckt.

Erleichtert schloss Julia die Tür. Sie brauchte einige Augenblicke, um sich zu sammeln. Dann bemerkte sie: »So ein Mist aber auch – wie konnten wir das mit den Fahnen nur vergessen? Und dann auch noch die Brille.«

Ich kam aus meinem Versteck wieder hervor und fragte: »Was war denn *das* für ein Spinner?«

»Häuserblockwart Schampinski«, antwortete mein Gastgeber. »Er ist zuständig für 20 Häuser auf unserer Straßenseite.«

»Was ist seine Aufgabe?«, wollte ich genauer wissen.

Anscheinend froh darüber, endlich mal seinem Ärger Luft machen zu dürfen, antwortete Richard entrüstet: »Er ist Hausmeister, Spitzel und Denunziant in einem. Er bekommt eine Prämie, wenn er einen Volksgenossen, der in seinem Zuständigkeitsbereich wohnt, wegen irgendwelcher Verstöße melden kann. So einer ist das. Im Grunde genommen der Abschaum der Menschheit.«

»Hab ich mir fast gedacht«, sagte ich. »Ich war übrigens gegen 18:00 Uhr im Hindenburg-Park. Ich habe dort diese Drohnen am Himmel gesehen. Was machen die eigentlich?«

»In der Regel Gereipodrohnen«, erläuterte Julia. »Sie überwachen uns, indem sie alles filmen, was verdächtig sein könnte. Sie werden von Gereipobeamten gesteuert. Es gibt auch Drohnen vom Reichsinformationsdienst, vom Reichssicherheitsdienst und von der Wehrmacht. Es gibt sogar vollautomatische Drohnen, die in der Lage sind, verdächtige Menschenansammlungen aufzuspüren. Seitdem Kameras und Mikrofone fliegen gelernt haben, sieht man sie ständig und überall.« Julia beugte sich nun verärgert über die von Schampinski auf den Teppich geworfenen Reichsfahnen und begann damit, sie zu entwirren. Es waren vier Stück, jede Fahne besaß ungefähr eine Breite von einem Meter und eine Länge von drei Metern. »Ich kriege«, teilte sie beiläufig mit, »nur jeweils zwei in die Waschmaschine.«

Ebenso beiläufig bemerkte ich: »Ich wusste gar nicht, dass ihr Juden seid.«

»Tja«, erwiderte Richard in scherzhaftem Ton, »wir gehören halt zur Elite des Deutschen Reichs. Ich hoffe, du hast im Gegensatz zu Schampinski nichts gegen Juden.«

»In keiner Weise«, versicherte ich. »Warum sollte ich?« Als ich auf Julias teilweise von blonden Haaren bedeckte Stirn blickte, wollte ich wissen: »Ist das deine natürliche Haarfarbe, Julia? Die Haare sind doch gefärbt, nicht wahr?«

»Natürlich«, sprach sie, »ich bin ja nicht naturblond. Ich habe eigentlich dunkle Haare. Nach einem Paragraphen im Schönheitsgesetz müssen alle deutschen Frauen blonde Haare tragen.«

Völlig verblüfft erwiderte ich: »Ja, tatsächlich! Jetzt, wo du es sagst – ich habe im Park und auf der Straße nur blonde Frauen gesehen. Und alle hatten einen Zopf. Ist das etwa auch Pflicht?«

Julia antwortete spöttisch: »Erraten – das ist auch Pflicht. Alle deutschen Frauen müssen einen dreisträngigen Zopf tragen, dessen Länge zwischen 30 und 40 Zentimetern liegen muss. Nur der Führerin ist es erlaubt, einen längeren Zopf zu haben.«

»Ist nicht wahr«, sagte ich. »Und was soll das mit den drei Strängen?«

»Die drei Stränge«, antwortete sie, »stehen für Schönheit, Gesundheit und ...«

»... Jugendhaftigkeit«, ergänzte ich geistesgegenwärtig. Als ich eine der vier Fahnen, die mittlerweile vollständig auf dem Boden ausgebreitet lag, skeptisch betrachtete, bemerkte ich, wie unansehnlich sie war. Zwar hatte ich schon etliche dieser Fahnen an vielen Häusern wehen sehen, aber erst jetzt stellte ich fest, dass ich dieser Farb- und Formanordnung nichts abgewinnen konnte. Offensichtlich hatte man nach dem Scheitern der Weimarer Republik die gelbe Farbe wieder gestrichen und war mit den Farben Schwarz, Weiß und Rot wieder zu denjenigen des deutschen Kaiserreichs zurückgekehrt. Allerdings wurden die Farben nicht zu gleich langen und breiten Streifen angeordnet, sondern auf rotem Hintergrund war ein weißer Kreis mit dicker, schwarzer Umrandung zu sehen. »Was bedeuten diese Farben?«, fragte ich. »Und welche Bedeutung hat der Kreis?«

»Das weiß ich auch nicht mehr so genau«, erklärte Richard, »aber ich glaube, nach der Interpretation der Feschisten soll der weiße Kreis für makellose Schönheit stehen. Das Schwarz des dicken Randes symbolisiert die Gesundheit. Es stellt sozusagen das unangreifbare Immunsystem unseres gesamten Volkes und auch die Geschlossenheit unserer Volksgemeinschaft dar. Der rote Grund verkörpert wohl als Farbe des Blutes die deutsche Vitalität und Stärke. Letztendlich steht es für Jugendhaftigkeit. Ich habe das irgendwann mal in der Schule gelernt, kann mich aber nicht mehr genau daran erinnern. Es interessiert mich nämlich nicht im Geringsten.«

»Das habe ich mir ja fast gedacht«, erwiderte ich. »Ich glaube aber eher, dass der weiße Kreis im Zentrum der deutschen Reichsfahne für inhaltliche Leere steht.«

»Nicht so laut«, flüsterte Julia, »eine solche Aussage kann dich das Leben kosten.«

»Auch das habe ich nicht anders erwartet«, bemerkte ich. »Vielleicht kann ich euch beim Waschen dieser wundervollen Fahnen ein wenig zur Hand gehen.« Nachdem Julia zwei Fahnen zusammengerollt und sich unter den Arm geklemmt hatte, nahm ich die beiden anderen Fahnen und folgte ihr ins Badezimmer, in dem eine merkwürdige Waschmaschine stand. »Da sind ja gar keine Knöpfe und Drehschalter dran«, sagte ich verdutzt.

»Doch«, erläuterte sie, »einer schon – zum Einschalten. Der kleine hier. Wozu Drehschalter? Funktioniert doch alles automatisch.«

Als ich eine seltsame Vorrichtung an der Maschine erblickt hatte, erkundigte ich mich sofort danach: »Was ist das da für eine Flasche, die an der Seite hängt?«

»Hast du noch nie eine Waschmaschine gesehen?«, fragte sie. »Das ist die Waschmittelpatrone.«

Neugierig fragte ich: »Und wie kann man die Temperatur und das Programm einstellen?«

Da sie offensichtlich im Glauben war, ich hätte mein Gedächtnis verloren, zeigte sich meine Gastgeberin immer noch nicht genervt von meiner penetranten Fragerei, sondern begegnete mir weiterhin verständnisvoll. Liebenswürdig sagte sie: »Gar nicht – das funktioniert doch alles automatisch! Ich stecke die zwei Fahnen hier jetzt rein, dann schließe ich zu und starte die Maschine. Das ist nicht mehr so wie früher. Sensoren im Innern analysieren die Textilien und den Verschmutzungsgrad. Wassermenge, Temperatur, Waschmittelzugabe, Waschdauer, Wäschetrocknung – das geht alles automatisch! Nur Bügeln geht bei diesem alten Modell noch nicht. Es gibt aber bereits Waschmaschinen mit integrierter Bügelfunktion.«

Ich stand nun mit offenem Mund vor dieser unglaublichen Hightechmaschine. So menschenverachtend das Regime, in das es mich verschlagen hatte, auch war, so fortschrittlich und modern präsentierten sich seine technischen Errungenschaften. Julia drückte den kleinen Knopf, und die Waschmaschine surrte leise los. Wir gingen zurück ins Wohnzimmer, wo wir uns setzten. »Habt ihr eigentlich Internet?«, fragte ich nach einer Weile, denn ich interessierte mich für die Auswirkungen eines totalitären Regimes auf das Internet. »Vielleicht kann ich dort erfahren, wie ich heiße.«

»Internet?«, wunderte sich Richard. »Du meinst das E-Netz. Warum benutzt du immer verbotene Anglizismen?«

Ich entschuldigte mich: »Tut mir leid, aber ich bin ein Fan von Anglizismen, weil sie eine gute Ergänzung zur deutschen Sprache darstellen.«

»Ein Anhänger«, verbesserte mich Julia.

»Wie willst du denn«, fragte Richard, »im E-Netz herausfinden, wie du heißt? Das dürfte extrem schwierig sein. Was soll ich dem Mediator erzählen, wenn ich vor dem Rechner sitze? Dass wir einen merkwürdig aussehenden Vagabunden bei uns aufgenommen haben? Die hetzen uns sofort die Polizei auf den Hals, um dich zu verhaften.«

»Mediator?«, erkundigte ich mich. »Wer oder was soll das sein?«

Richard erklärte es mir bereitwillig: »Das ist der Beamte, der dich überwacht, während du am Netzen bist. Die E-Netz-Kamera muss dabei immer eingeschaltet sein, damit der Mediator dich sieht. Natürlich werden dabei alle von dir abgerufenen Seiten gespeichert. Alles, was du im E-Netz machst, wird protokolliert.«

»Netzen nennt man das?«, entfuhr es mir. »Könnt ihr mir wenigstens euren Computer zeigen? Ich interessiere mich für so etwas.«

»Natürlich«, sagte Richard, »aber wir gehen dabei nicht ins Netz und lassen die Kamera aus. Es wäre schlecht, wenn dich hier jemand sehen würde. Unser E-Netz-Anschluss ist ausschließlich auf Julia und mich zugelassen. Wir können auch nur dann anfangen zu netzen, wenn der Mediator uns authentifiziert hat. Wir kennen übrigens keinen Computer, sondern nur einen Rechner.« Er ging nun zu ihrem Computer und deaktivierte sowohl die Kamera als auch ein Gerät, das offensichtlich als Router diente. Anschließend fuhr er den Rechner hoch, was nur fünf Sekunden dauerte. Es handelte sich um einen relativ kleinen Desktop-PC, auf dem ein Flachbildschirm stand. Als Desktopbild war natürlich der schöne Kopf der Führerin zu sehen.

Ich fragte: »Wieso nehmt ihr denn kein anderes Bild, wenn ihr sie nicht mögt?«

»Völlig unmöglich«, erläuterte Richard. »Wenn wir im E-Netz sind, kann der Mediator jeden Bildschirminhalt unseres Rechners überprüfen.«

»Der Bildschirm leuchtet ja so gut wie gar nicht«, stellte ich überrascht fest. »Das ist ja fast so, als ob man ein Buch lesen würde.«

»Natürlich«, bemerkte Richard, »damit man sich nicht die Augen verdirbt. Diese Schreibtischlampe hier beleuchtet den Bildschirm. Er würde aber stärker leuchten, wenn im Zimmer alle Lampen aus wären.«

Ich ging ins Systemsteuerungsmenü, das ich sehr schnell gefunden hatte, und staunte nicht schlecht, was ich dort zu lesen bekam. Die Speicherkapazität des Computers wurde mit unglaublichen 4503599627370496 Beit angegeben, was ungefähr viereinhalb Billionen entspricht. Dort stand tatsächlich »Beit« – vermutlich wegen des Anglizismenverbots, was allerdings nichts an der Aussprache änderte. Völlig überrascht rief ich: »Vier Petabyte hat diese kleine Kiste? Das gibt es doch gar nicht! Unglaublich!«

»Wieso?«, fragte Richard erstaunt. »Der Rechner ist schon sieben Jahre alt. Es gibt mittlerweile schon Rechner mit über einem EB.«

Begeistert hämmerte ich beim Computer der Prackmanns auf den Tasten herum und war erstaunt über die völlige Verzögerungsfreiheit nach sämtlichen Tastatur- und Mauseingaben. Man fand alles, verstand sofort alles, hatte einen hervorragenden Überblick. Jedes Kind wäre mit diesem genialen Rechner zurechtgekommen. Anerkennend sagte ich: »Das ist das beste Betriebssystem, das ich je gesehen habe. Heißt es tatsächlich Germania IX?«

»Ja«, bestätigte mein Gastgeber, »das steht doch da. Mittlerweile gibt es aber schon Germania X.«

Ich wollte jetzt unbedingt wissen: »Und was ist mit Windows?«

»Um Gottes willen«, echauffierte sich Richard, »das ist ein minderwertiges Betriebssystem aus Amerika, das vereinzelt wohl noch in englischsprachigen Ländern benutzt wird. Bill Gates ist vor einigen Jahren pleitegegangen. Gegen Germania konnte er einfach nicht ankommen.«

Nun interessierte mich das Telefon, das direkt neben dem Rechner stand und mit dem Router verbunden war. An dem Telefon befand sich ein ungefähr 100 Quadratcentimeter großer Bildschirm und eine Minikamera. »Bildtelefonie habt ihr sogar«, stellte ich fest. »So hat man sich früher immer die Zukunft vorgestellt. Ich glaube, ich hätte gar keine Lust, meinen Gesprächspartner immer zu sehen. Und ich selbst möchte auch nicht unbedingt beim Telefonieren gesehen werden. Ich würde die Kamera nur in Ausnahmefällen einschalten.«

»Wie bitte?«, fragte Richard verwirrt. »Was willst du denn damit sagen? Die Kamera ausschalten? Das ist schon seit Ewigkeiten nicht mehr erlaubt.«

»Ja«, mischte sich jetzt Julia von hinten ein, »seit 1998 ist es Pflicht, visuell zu telefonieren. Das Gleiche gilt für das E-Netz. Die Zeiten, wo man ungeschminkt telefonieren und netzen konnte, sind ein für alle Mal vorbei.«

Entrüstet rief ich: »Das darf doch alles gar nicht mehr wahr sein! Ich glaube, es ist besser, wenn ich mich nicht mehr erinnere.« Ich ging wieder zur Wohnzimmercouch und ließ mich auf ihr nieder.

»Bleib genau dort sitzen«, sagte Julia, »dort kann dich die E-Netz-Kamera nicht erfassen. Ich habe mich nach der Arbeit geduscht und geschminkt. Ich gehe jetzt ins E-Netz und gucke mal nach, ob wir E-Briefe bekommen haben. Außerdem wollte sich meine Schwester bei uns melden. Sie ist auf der Bismarck.«

Obwohl ich mir mittlerweile vorgenommen hatte, mich nicht mehr so energisch zu wundern, tat ich es doch und fragte überrascht: »Auf der Bismarck? Ist das ein Schiff?«

Julia lachte kurz und antwortete etwas erheitert: »So einige deiner Erinnerungslücken scheinen sich zu schließen. Die Bismarck ist in der Tat ein Schiff – ein Raumschiff allerdings. Es befindet sich zurzeit auf dem Mars. Meine Schwester arbeitet dort als Weltraumingenieurin.«

»Das ist nicht ganz korrekt«, berichtete Richard seine Frau. »Die Bismarck ist nicht auf dem Mars – sie umkreist ihn auf einer bestimmten Höhe. Sie ist ein atomgetriebenes Ringraumschiff aus widerstandsfähigem Spezialmaterial und hat einen Durchmesser von 200 Metern. Meines Wissens dreht sie sich dreimal pro Minute, um die Schwerkraft der Erde zu erzeugen. Trotzdem soll es wegen der Gezeitenkräfte nicht gerade angenehm sein, mit ihr durch den Weltraum zu reisen. Die künstliche Schwerkraft ist an den Füßen nämlich größer als am Kopf, weshalb sich das so anfühlt, als ob man auf einer Streckbank liegen würde. Ihre Schwester hat erzählt, dass manche Wissenschaftler an Bord mit Dreirädern oder Liegendfahrrädern durch die Gänge fahren, um die Schwerkraftdifferenz an ihrem Körper zu reduzieren. Das muss ein Bild für die Götter sein.«

Nachdem Julia die Verbindung zum Internet hergestellt hatte, ertönte aus den Lautsprechern plötzlich die Stimme eines Mannes: »Schalte sofort die Kamera ein!«

»Oh«, rief Julia ins Mikrofon, »tut mir leid – hab ich vergessen.«

Nach dem Einschalten der Kamera fragte der Mann streng: »Heil Schiring! Was willst du im E-Netz?«

Sie antwortete: »Heil Schiring! Ich bin Julia Prackmann. Ich möchte E-Briefe und Nachrichten vom Mars abholen.«

»Gut«, erwiderte der Mediator, »dann gib jetzt deine aktuelle Identifikationsgeheimnummer ein.« Nach einer Weile fuhr er fort: »Gut, du bist nun im Netz. Du hast eine genehmigte Nachricht vom Mars bekommen. Und zwar von Monika Fichtenberger. So etwas sehe ich eher selten. Hier ist sie. Die Datei ist auf deinem Rechner. Ich trenne dich wieder. Heil Schiring!«

Julia erwiderte den Schiringgruß und startete die Video-Audio-Nachricht ihrer Schwester: »Hallo Julia, hallo Richard, wie geht es euch? Ich werde wegen technischer Probleme nicht in einer Woche, sondern erst in drei Wochen meine Heimreise mit der Iduna antreten. Das heißt, ich kann erst Ende August wieder bei euch sein. Ich hoffe, dass wir den Krieg gewinnen. Nein, ich bin mir sicher, dass wir ihn gewinnen. Wenn ich wieder da bin, können wir den Sieg noch einmal feiern. Heil Schiring!«

»Du hast ja eine echt nette Schwester«, bemerkte ich.

Gereizt erwiderte Richard daraufhin: »Ja, das ist ihre Schwester – eine Nationalfeschistin, wie sie im Buche steht.«

»Fang nicht schon wieder damit an!«, herrschte seine Frau ihn an. »Sie ist meine Schwester.«

Ich hatte die Nachricht von Julias Schwester nur akustisch vernehmen können, denn aus meiner Position auf der Couch war die Vorderseite des Computerbildschirms nicht zu sehen. Dennoch wusste ich, wie Monika aussah: jung, schlank, blond und einen 30 bis 40 Zentimeter langen Zopf tragend. »Bitte keinen Ehekrach«, ermahnte ich die Prackmanns, nachdem ich mich wieder erhoben hatte und zum Computer gegangen war. »Erzählt mir bitte lieber, was das hier für eine Taste auf dem Telefon ist. Ich meine diese Taste hier, über der ›Mars‹ steht.«

Froh darüber, dass er sich nun von seiner ihn streng anguckenden Ehefrau abwenden konnte, erklärte mir Richard: »Na, das ist die Marstaste. Das ist technischer Schnickschnack. Wenn man sie betätigt, wird die Signalübertragungszeit zwischen Erde und Mars angezeigt. Dann weiß man, wie lange es dauert, bis ein Anruf dort ankommt. Im Moment sind es 20,5 Minuten. Manchmal aber können es auch nur fünf Minuten sein. Richtig telefonieren wie auf der Erde kann man natürlich kaum; deswegen werden meistens mithilfe des E-Netzes längere Textdateien oder Videonachrichten übermittelt. Wir haben uns das Telefon mit dieser Taste wegen ihrer Schwester besorgt. Eigentlich braucht man das ja nicht, denn natürlich kann man sich auch im E-Netz über



Planetenkonstellationen und Signallaufzeiten erkundigen. Ich glaube, wir sind in der Venusstraße die einzigen Leute mit einer Marstaste.«

»Unglaublich«, sagte ich erstaunt. »Wie fortschrittlich wir doch sind. Aber was nützt das alles, wenn es keine Freiheit und nur Unterdrückung gibt?«

»Mach dir darüber keine Gedanken«, tröstete mich Julia. »Das bringt nichts. Die Welt ist so, wie sie ist. Wir können sie nicht ändern.«

»Aber irgendetwas müsst ihr doch unternehmen«, erwiderte ich. »Ihr könnt doch nicht tatenlos zusehen, wie Menschen gequält werden.«

Richard mischte sich nun ein: »Du hast leicht reden! Was sollen wir denn machen? Aufbegehren? Beim kleinsten Mucks findest du dich in irgendeinem Todeslager wieder. Falls sie dich nicht vorher schon erschießen oder aufhängen. Ich schätze, dass 95 % aller Deutschen linientreu sind. Was sollen also fünf Schafe tun, die von 95 Wölfen umringt sind? Sich eingraben und sich vielleicht nach Neuseeland durchbuddeln? Ne, ne – da gibt es nur eins, wenn man überleben will: Mit den Wölfen heulen, damit sie nicht merken, dass du ein Schaf bist.«

»Eine sehr beeindruckende Rede«, lobte ich ihn, »aber vielleicht gibt es doch noch irgendeine Möglichkeit, alles zum Guten zu wenden. Man darf die Hoffnung nicht verlieren.«

»Schön wäre es«, seufzte Julia. »Du musst dich schonen. Leg dich doch wieder hin, damit du ganz gesund wirst.«

Ein betretenes Schweigen erfüllte nun die Kellerwohnung der Prackmanns. Ich hatte Zeit, ein wenig nachzudenken. Mir kam das alles vor wie ein böser Traum. Ich musste mir eingestehen, dass ich mich geirrt hatte. Ausgerechnet ich, dem immer alles im Leben gelungen war, hatte versagt wie noch nie ein Mensch zuvor. Ich hoffte, ja betete fast, dass ich am nächsten Tag meine Zeitmaschine noch rechtzeitig würde reparieren können.

Nach einer Weile schaltete Julia den Fernseher ein, indem sie einfach »Fernseher ein!« rief. »Die Reichsschau kommt gleich«, begründete sie dies. Der Fernsehapparat sprang sofort an und schien ebenfalls ein Wunderwerk der Technik zu sein. Ich hatte noch nie ein so scharfes Bild gesehen. Die Helligkeit des Bildschirms passte sich offenbar automatisch an die Lichtverhältnisse des Raumes an. »Hier ist die Reichsschau«, ertönte es um Punkt 20:00 Uhr. Die Nachrichtensprecherin teilte mit, dass die Führerin vor zwei Stunden in Breslau Stellung zur ungelösten Hawaiiikrise genommen habe. In ihrer Sommerresidenz habe sie Folgendes bekannt gegeben: Die jugendliche Mörderbande müsse unverzüglich ausgeliefert werden. Sollten sich die dekadenten Amerikaner weigern, sehe sie sich gezwungen, härtere Maßnahmen in die Wege zu leiten. Das Deutsche Reich, das völlig unschuldig an dieser Krise sei, sei mit aller Entschlossenheit dazu bereit, Vergeltung zu üben, wie sie die Welt noch nicht gesehen habe. Irgendwann sei das Maß voll. Wie viel müsse sich das deutsche Volk noch von den US-Amerikanern, Chinesen und Russen bieten lassen? Jeder Reichsbürger sei sich der Tatsache bewusst, dass schon seit Längerem in Washington, Peking und Moskau Pläne zur Vernichtung des deutschen Volkes bereitlägen. Sollte sich dieses Trio des Bösen zusammentun und einen gemeinsamen Erstschatz gegen das Deutsche Reich verüben, werde das Ergebnis nicht die Vernichtung des Reiches sein, sondern die totale Auslöschung der amerikanischen, chinesischen und russischen Nation. Außerdem ...

»Ich kann diesen Schwachsinn nicht mehr hören«, rief Richard und schaltete, nachdem er ein Kissen gegen den Bildschirm geworfen hatte, auf ein anderes Programm. »Was sollen wir uns das noch anhören? Es ist doch sowieso klar, dass es Krieg geben wird.« Im anderen Programm lief eine erst gerade angefangene Dokumentation über die vor 60 Jahren gelungene Landung auf dem Mond. Dort hieß es: »Neunter Juni 1953, 19:19 Uhr. Als erster Mensch in der Geschichte

der Menschheit betritt Ernst Udet den Mond. Ihm folgt kurz darauf als erste Frau der Geschichte Beate Uhse. Als dritter und vierter Mensch folgen Hermann Göring und Elly Beinhorn. Das heldenhafteste Quartett der deutschen Geschichte hat es geschafft. Nach unvorstellbaren Strapazen und Entbehrungen ist ein Triumph gelungen, der alle Nationen dieser Welt aufhorchen lässt und ihnen deutlich macht, wozu deutsches Draufgängertum und deutsche Technologie fähig sind. Ein gemeinsamer Blick der vier Astronauten auf die Erde. Nun gilt es, die deutsche Reichsfahne aufzustellen. Das größte Ereignis der Menschheitsgeschichte wird von Millionen Zuschauern und -hörern in der ganzen Welt gefeiert. Was für ein Tag!«

»Das gibt es doch alles gar nicht«, kommentierte ich diese unglaublichen Bilder. »Ernst Udet? Beate Uhse? Hermann Göring? Die waren als Erste auf dem Mond?«

Richard fragte: »Warum sollen sie nicht dort gewesen sein?«

Ich fragte zurück: »Waren Göring und Udet nicht schon viel zu alt dafür?«

»Damals«, erklärte Julia, »galt das Jugendhaftigkeitsgesetz noch nicht. Heute wäre das nicht mehr möglich. Da hast du natürlich recht.«

»Und was ist mit Beate Uhse?«, wollte ich unbedingt wissen. »Was hat sie nach ihrer Mondlandung auf der Erde gemacht?«

»Weiß nicht so genau«, grübelte Julia. »Ich glaube, sie hat an weiteren Weltraummissionen teilgenommen und wurde später Professorin für Weltraumtechnologie oder so etwas. Meine Schwester hat einige Bücher und Abhandlungen von ihr gelesen. Als erste Frau auf dem Mond ist sie natürlich extrem populär. Ich arbeite übrigens im Beate-Uhse-Kindergarten. In fast jeder Stadt im Reich gibt es eine Beate-Uhse-Straße. Müssen wir das gucken? Das hab ich schon hundertmal gesehen. Ich kann diesen ganzen Propagandamist nicht mehr ertragen.«

»Du hast recht«, pflichtete Richard ihr bei und schaltete um. Auf dem neu gewählten Sender lief gerade Werbung. Man sah das Profil einer hübschen Frau, die sich skeptisch im Spiegel betrachtete.

Plötzlich hörte man aus dem Hintergrund eine Stimme: »Na? Nicht zufrieden? Möchtest du nicht schöner sein?«

Die Frau drehte ihr Gesicht dem Betrachter zu und nickte viermal mit dem Kopf.

»Ich hab was für dich«, sprach der Unbekannte weiter, »damit kannst du noch viel schöner, gesünder und jünger aussehen. Willst du es haben?«

Die Frau öffnete ihren Mund, riss die Augen weit auf und zog ihre Mundwinkel nach oben. Jemand, der nicht zu sehen war, warf ihr eine Packung zu.

»Versuch's mal damit!«, sprach der Fremde wohlwollend.

»Aphroditax?«, fragte die Frau überrascht.

Daraufhin wurde geantwortet: »Ja! Aphroditax! Für schönere Haut, schönere Haare, schönere Nägel! Für mehr Wohlbefinden im Alltag! Für mehr Leistung und Energie! Fühl dich schön, gesund und jung mit Aphroditax! Aphroditax erhöht den AW um bis zu 0,7 Punkte! Millionen von deutschen Frauen haben es erfolgreich getestet. Nimm auch du Aphroditax! Aphroditax gibt es rezeptfrei in jeder Apotheke. Von der Führerin empfohlen.«

»Oh Gott«, stöhnte ich, »was ist denn das für ein Mist?«

»Tja«, erwiderte Richard resigniert, »Werbung halt. Was willst du da schon anderes erwarten?« Gleich darauf kam der nächste Werbespot: Eine weitere Frau stellte sich als Schauspielerin Anita Karpfen vor und behauptete, sie sei neuerdings auch eine Expertin für Sport, Ernährung und Entspannung. In andächtigem Tonfall teilte sie mit, dass sie ein von Experten ausgearbeitetes Programm zum Abnehmen empfehle. Jeder könne es mit Leichtigkeit nachmachen und werde am Ende mehr als zufrieden sein. Nach der Gewichtsreduktion werde

man sich besser und schlanker fühlen. Und nicht nur das – das Wunschgewicht könne auch dauerhaft gehalten werden. Ihr Programm beinhalte vor allem Ernährung, Bewegung und Entspannung. Sie selbst sei total begeistert davon, weil es so wahnsinnig mühelos sei. Vorkenntnisse würden nicht benötigt. Sie versprach, es werde jedem – unabhängig von Alter und Geschlecht – gelingen. Dreimal in der Woche könne man sich nützliche Videos ansehen. Mit allen, die mitmachten, wolle sie Gymnastik üben und gesunde Fruchtsäfte zubereiten. Zur Verfügung stünden außerdem Ärzte, die hilfreiche Ratschläge zu geben bereit seien. Mit ihrer Freundin Angelika werde man gemeinsam köstliche Gerichte kochen. Auf der E-Netz-Seite ›etüp Doppelkreuz wwn.mach-dich-schlank.dr‹ könne man noch mal alles nachlesen. Zum Schluss sagte sie: »Ich mach dich schlank. Mach auch du mit. Heil Schiring!«

»Die ist schon 51«, kommentierte Julia, »sieht aber aus wie 30. Das ist wirklich ...«

»Entschuldige mal«, unterbrach ich sie, »was ist denn ›etüp Doppelkreuz wwn‹?«

»Das ist der Anfang einer E-Netz-Adresse«, erklärte Richard. »Das weiß eigentlich so ziemlich jeder. Offenbar nur nicht Leute, die sich nicht mehr erinnern wollen oder können. Die Abkürzung ›etüp‹ steht für ›E-Text-Übertragungsprotokoll‹ und ›wwn‹ steht für ›weltweites Netz‹.«

»Verstehe«, sagte ich, »und ›dr‹ steht für ›Deutsches Reich‹.« Richard nickte. Anstelle von zwei Schrägstrichen wurde im Schiringreich offensichtlich das Doppelkreuz verwendet. »Sag mal, Richard«, befragte ich ihn weiter, »ist das E-Netz in Deutschland erfunden worden?«

»Natürlich«, antwortete er überrascht, »wo denn sonst? Es ist aus einem geheimen militärischen Projekt hervorgegangen. Man ist dann irgendwann dazu übergegangen, es auf den gesamten Globus auszudehnen. Mit den Lizenzen für die E-Netz-Nutzung verdient das Deutsche Reich Billionen. Die Schiringisten verwenden es vor allem dazu, die gesamte Welt zu kontrollieren und auszuspähen. Eine Schande ist das.«

Nach der Werbung kam eine Sendung, wie ich sie mir in den schlimmsten Albträumen nicht besser hätte ausmalen können: die Propagandashow »Sechs müssen hängen«. Sie wurde von einem gewissen Thorsten Gottwald moderiert. In einem Gefängnishof war ein Galgen mit sechs Stricken zu sehen. Von links kommend und von bewaffneten Gefängniswärtern angetrieben stiegen sechs Delinquenten, deren Hände hinter dem Rücken zusammengebunden waren, langsam die Stufen hinauf. Oben wartete ein Henker in SB-Uniform. Er legte den sechs Menschen nacheinander die Schlingen um den Hals. Oben am Balken, an dem die Stricke hingen, waren Schilder mit den Zahlen von eins bis sechs angebracht. »Heil Schiring, liebe Zuschauerinnen und Zuschauer!«, begrüßte Gottwald das Publikum. »Lehnt euch zurück und erfreut euch daran, dass auch heute wieder der Gerechtigkeit Genüge getan wird. Unser heutiges Würfelkind ist der achtjährige Erik aus Münster. Er hat sich erfolgreich beim E-Netz-Malwettbewerb qualifiziert. Sein Bild von der Führerin ist wirklich wunderschön. Er spielt gerne Fußball und Farbball. Er brennt schon darauf, in vier Jahren der SJ beizutreten. Heute ist er derjenige, der ganz allein entscheiden darf, in welcher Reihenfolge die Verbrecher gehängt werden. Erik, du kannst jetzt loslegen!« Der unten am Galgen stehende Gottwald übergab dem in Nafiuniform gekleideten Knirps einen roten Schaumstoffwürfel, dessen Kantenlänge ungefähr 30 Zentimeter betrug. Die Gefängniswärter guckten liebevoll und ermunternd zu dem Jungen, der voller Freude das Spielgerät in hohem Bogen in die Luft warf und schließlich als Erstes eine Fünf würfelte. Gottwald guckte auf seinen Moderationszettel und sprach mit martialischem Ton: »Kandidatin Nummer fünf: Sie hat sich nach wiederholten Aufforderungen nicht beim Schönheitsamt gemeldet, um sich nachbegutachten zu lassen. Ihr war dringend eine Bauchfettabsaugung, Oberarmstraffung und Nasenkorrektur angeraten worden. Sie weigerte sich

bis zuletzt, an ihrem Gewicht zu arbeiten. Sie wiegt noch immer bei einer Größe von 1,71 Meter sage und schreibe 79 Kilogramm. Außerdem sind an ihrem Rücken rissig-schuppige Hautstellen festgestellt worden. Was für ein abscheulicher Verstoß gegen das Schönheits- und Gesundheitsgesetz. Sie wird mit dem Tode bestraft.« Der Henker trat am Kandidatenplatz Nummer fünf auf einen Fußschalter, der die Falltür geräuschvoll öffnete, und die Übeltäterin fiel nach unten, bis der Strick sich straffte. »Gut gewürfelt«, lobte der Moderator den eifrigen Erik, der als Nächstes eine Eins würfelte. Daraufhin Gottwald: »Kandidat Nummer eins: In seiner Wohnung sind mehrere Tonträgerdateien des entarteten amerikanischen Sängers Michael Jackson konfisziert worden. Obwohl sich Jackson vor allem durch lasterhaften und skandalösen Lebenswandel auszeichnete, beten die Amerikaner ihn immer noch an. Auch die Tatsache, dass er vor einigen Jahren infolge eines grauenhaften und verwerflichen Drogenexzesses verstorben war, hinderte einige fehlgeleitete Menschen nicht daran, weiterhin seine Musik zu konsumieren. So auch unser Kandidat Nummer eins, der sogar Handel trieb mit all den nutzlosen, abartigen Machwerken dieses sogenannten Künstlers. Nummer eins bereicherte sich daran auf ungesetzliche Weise und stürzte seine bedauernswerten Opfer, unter denen auch Kinder waren, in eine Geschmacksverirrung ohnegleichen. Nicht auszudenken, wenn es ihm weiterhin gelungen wäre, diese volksschädigende Negermusik im Deutschen Reich zu verbreiten. Folgerichtig wird ihm ein ungeheuerlicher Verstoß gegen das Kulturgesetz vorgeworfen. Darauf kann es nur eine Antwort geben: Er wird mit dem Tode bestraft.« Der Henker öffnete die Falltür Nummer eins. Erik wurde freundlich dazu aufgefordert, ein drittes Mal das Spielgerät zu werfen. Gottwald bemerkte: »Das ist ganz schön aufregend, wenn man im Fernsehen ist, nicht wahr?« Nach einer kurzen Weile fügte er hinzu: »Lass dir ruhig Zeit, Erik. Einige Leute hier haben es gewiss nicht eilig.« Der Moderator lachte schelmisch und beobachtete, wie der Achtjährige eine Zwei würfelte. »Sehr schön, Erik«, moderierte der Fernsehprofi. »Kandidat Nummer zwei: Bei einer Verkehrskontrolle ist er mit einem Alkoholgehalt im Blut von 0,2 Promille erwischt worden. Ein beispiellos dreistes Verbrechen gegen das Gesundheits- und Straßenverkehrsgesetz. Und als ob das noch nicht genug wäre, wurden bei einer anschließenden Hausdurchsuchung in seinem Keller 19 Flaschen Bier, sieben Flaschen Wein, fünf Flaschen Schnaps und dergleichen mehr gefunden. Das ist ein unbeschreiblich scheußliches Verbrechen gegen das Gesundheitsgesetz. Mir fehlen die Worte. Seine widerwärtigen Vergehen reichen aus, um gleich zweimal gehängt zu werden. Er wird mit dem Tode bestraft. Henker, walte deines Amtes!« Kandidat Nummer zwei wurde hingerichtet. Erik würfelte anschließend eine Fünf. »Hatten wir schon«, sagte Gottwald liebevoll, »du musst noch mal würfeln.« Der Würfel wurde von dem Jungen freudig in die Luft geworfen und blieb schließlich mit einer Sechs auf der oberen Fläche liegen. »Aha«, sagte der Moderator, »die Sechs also. Kandidatin Nummer sechs: Sie hat in ihrer Wohnung zwei Zigeuner und drei Flüchtlinge aus Afrika versteckt. Fünf unerwünschte Personen, die es doch tatsächlich geschafft haben, in unser schönes Deutsches Reich illegal einzudringen. Keine Sorge, liebe Zuschauerinnen und Zuschauer, wie es sich gehört, ist dieses volksgemeinschaftsschädliche Quintett schon längst wieder abgeschoben worden. Was sich Kandidatin Nummer sechs herausgenommen hat, ist ein unentschuldbarer Verstoß gegen das Bevölkerungsgesetz, das uns Reichsdeutsche vor verheerender Überfremdung bewahren soll und außerdem vor undeutschen, unerwünschten Kriminellen aus aller Herren Ländern. Des Weiteren hat sie die gewissenhaft und vorbildlich vorgehende Polizei an der Verhaftung dieser erbärmlichen, asozialen Gestalten gehindert. Eine Strafvereitelung der übelsten Sorte. Gnade kann angesichts einer solchen verantwortungslosen Handlungsweise beim besten Willen nicht mehr gewährt werden. Sie wird mit dem Tode bestraft.« Der Henker trat den Fußschalter am Hinrichtungsplatz Nummer sechs.

Erik würfelte schon wieder eine Fünf und danach gleich noch einmal. »Schon wieder«, prustete der Moderator los, »du willst doch wohl nicht etwa den Rekord aufstellen? Vor zwei Jahren hat es unser Würfelmädchen Lena aus Klagenfurt fertiggebracht, sechsmal in Folge eine Vier zu werfen. Wenn du heute sechsmal hintereinander eine Fünf schaffst, kriegst du eine Extrabelohnung.«

»Au ja«, sagte Erik, der schon wieder eine Fünf würfelte. Der Moderator geriet in Hochform und jubelte: »Ist denn das die Möglichkeit – schon wieder eine Fünf! Die nachfolgenden Sendungen verschieben sich, liebe Zuschauerinnen und Zuschauer. Was wir jetzt brauchen, lieber Erik, ist eine Drei oder Vier.« Nachdem der Grundschüler eine Zwei geworfen hatte, kam die gewünschte Vier. Der Fernsehprofi sagte mit strenger Stimme: »Kandidatin Nummer vier: Sie hat in der grausamsten Weise unsere geliebte Führerin beleidigt. In einer Gaststätte, in der von ihr abgesehen nur anständige Menschen anwesend waren, behauptete sie, die Führerin sei nicht die schönste Frau der Welt, sondern habe höchstens einen AW von 8,5. Was für ein impertinentes Verbrechen, das uns alle bis tief ins Mark erschüttert hat. Sie muss unverzüglich aus der Volksgemeinschaft entfernt werden. Völlig zu Recht wird sie mit dem Tode bestraft.« Der Henker trat auf den praktischen Fußschalter, und einen kurzen Augenblick später war von Kandidatin Nummer vier nur noch der Kopf zu sehen, der sich langsam im Kreise drehte. »Siehst du, Erik«, feixte der Moderator, »das geschieht, wenn man nicht brav ist.« Der Junge lachte kurz und warf eine Eins, eine Zwei, eine Vier, eine Fünf, eine Eins, eine Zwei, wieder eine Zwei, eine Fünf, eine Eins, wieder eine Eins, eine Fünf, eine Zwei, eine Eins, eine Fünf und dann endlich die herbeigesehnte Drei. »Endlich!«, rief Gottwald. »Du machst es ganz schön spannend! Unser letzter Kandidat für heute ist Kandidat Nummer drei: Was er sich geleistet hat, schlägt dem Fass den Boden aus. Bei ihm handelt es sich um einen widerlichen Schmierfinken, der es doch tatsächlich gewagt hat, auf die Mauer eines Gymnasiums einen dummschwätzerischen, volksfeindlichen Spruch zu schreiben. Ich weiß gar nicht, ob man so etwas Dummes um diese Uhrzeit hier überhaupt erwähnen sollte, aber ich habe die Genehmigung dafür erhalten. Er schrieb nämlich in einer Nacht-und-Nebel-Aktion in ganz fetten Großbuchstaben ›Die wahre Schönheit kommt von innen‹ auf die Mauer. Was für ein unfassbares Verbrechen, meine Damen und Herren! Da tun unsere Lehrerinnen und Lehrer alles, um aus unseren geliebten deutschen Kindern schöne, gesunde, anständige und kluge Kinder zu machen, und dann kommt irgendein skrupelloser, gewissenloser Dummkopf daher und infiziert sie mit verabscheuenswerthem Gedankengut der grässlichsten Sorte. Am liebsten würde ich Nummer drei selbst hängen!«

»Komm«, rief plötzlich der Henker von hinten, »ich hab heute schon genug gearbeitet! Du hattest doch vor Kurzem Geburtstag.«

»Das lass ich mir nicht zweimal sagen«, rief Gottwald und rannte voller Enthusiasmus die Stufen am Galgen hinauf. »Einfach nur kräftig hier unten drauftreten«, wurde er vom SB-Mann instruiert. Mit einem Ausdruck der Zufriedenheit im Gesicht exekutierte der eifrige Moderator den letzten Kandidaten. Er begab sich wieder nach unten und tätschelte zärtlich den Würfeljungen. »Das hast du sehr gut gemacht«, lobte er das Kind und fügte hinzu: »Lieber Erik, wie immer gibt es auch für dich ein Geschenk als Zeichen der Anerkennung.« Er überreichte dem Achtjährigen eine Kinderausgabe von Schirings »Mein Anliegen«. »Kommen wir nun zu unserem Gewinnspiel«, fuhr der Moderator fort. Eine ungefähr 25-jährige Frau kam ins Bild gelaufen und drehte ein Schild um, auf dem die Gewinnzahlen »5 1 2 6 4 3« standen. »Vielen Dank an unsere bezaubernde Assistentin«, sagte Gottwald. »Unsere Gewinnzahlen lauten, wie man hier noch mal sehen kann: fünf, eins, zwei, sechs, vier und drei. Wer auf die richtige Reihenfolge gesetzt hat, kann 10000 Reichsmark gewinnen. Es lohnt sich also, bei unserem

Gewinnspiel mitzumachen. Gewonnen hat – ihr seht es hier unten – Frau Vanessa Schelge aus Bad Arolsen. Herzlichen Glückwunsch! Ja, das war's für heute schon.« Er nahm Eriks rechten Arm und streckte ihn nach oben, als hätte der Junge gerade einen Boxkampf gewonnen. Professionell moderierte der Fernsehmoderator die Sendung zu Ende: »Erik, da vorne warten deine Eltern; fahrt schön nach Hause. Unser Erik! So muss die deutsche Jugend sein! Nehmt euch ein Beispiel daran!« Nachdem Gottwald den Arm des Jungen wieder losgelassen hatte, begann er, begeistert zu applaudieren. Die rechts vom Galgen stehenden Gefängniswärter und der noch oben sich aufhaltende Henker taten es ihm gleich. »Liebe Zuschauerinnen und Zuschauer«, sagte der Moderator abschließend in feierlichem Ton, »das war die letzte Ausgabe von ›Sechs müssen hängen‹ vor der Sommerpause. Wir sehen uns wieder, wenn ihr mögt, am 18. August. Dann gibt es wieder neue Kandidaten und neue Würfelkinder. Ja, wenn ihr auch einmal Würfelkind sein wollt, geht auf unsere Seite ›etüp#wwn.sechs-müssen-hängen.dr‹! Dort erfahrt ihr alles, was ihr wissen müsst, um euch zu qualifizieren. Und noch eins muss ich loswerden: Wir werden den Krieg natürlich gewinnen! Heil Schiring!« Alle, die noch am Leben waren, machten den Schiringgruß. Dann war die Sendung zu Ende und es kam wieder Werbung.

Ich rief: »So etwas guckt ihr wohl jeden Tag, was? Ist das da auf dem Tisch die Fernsehzeitschrift?«

»Ja«, bestätigte Julia, »guck da mal rein – vielleicht findest du etwas Besseres!«

Auf der Fernsehzeitschrift starrte dem Leser – wen wundert's noch? – die Führerin ins Gesicht. Deutschen Frauen wurde auf der Titelseite »In nur zehn Tagen so schön wie die Führerin – du kannst es auch« versprochen. Ich blätterte in der Mitte und schaute nach, was für diesen Abend noch alles auf dem Programm stand. In einigen Minuten kam die Unterhaltungssendung »Hasenjagd«. Als Information zu dieser Sendung wurde in etwa Folgendes gedruckt: Hasenjagd (Wiederholung vom 10. Juli 2011) – spannende Unterhaltung für jederfrau und -mann. Zwei konkurrierende Gruppen von jeweils drei ausgesuchten Kämpfern versuchen, so schnell wie möglich fünf im Wald ausgesetzte Hasen zu erlegen. Jeder Jäger ist mit einem 20-schüssigen Sturmgewehr mit Zielfernrohr, einem Stiefelkampfmesser und zwei Handgranaten bewaffnet. Jeder Hase bekommt einen sechsschüssigen Revolver und ein Messer. Diejenige Gruppe, die zuerst drei Hasen getötet hat, gewinnt das Spiel und damit 100000 Reichsmark. Vor der Sendung einigen sich die beiden Kampfgruppen, ob eventuell übrig bleibende Hasen für die nächste Sendung aufbewahrt werden sollen. Sollte es einem Hasen gelingen, drei Jäger derselben Kampfgruppe zu töten, wird er aus dem Spiel herausgenommen und darf anschließend in ein Nachbarland seiner Wahl ausreisen. In 298 Sendungen gelang dies insgesamt immerhin elf Hasen. Wiederholungen der zehn spektakulärsten Sendungen. Heute: Das Trio um Hauptmann Görcke (damals 35) erreichte am 11. September 2011 einen sensationellen 5:0-Sieg nach nur neun Minuten und 22 Sekunden. Eine Spitzenleistung! Die Sendung hatte kaum begonnen und schon war sie vorbei. Der professionelle Scharfschütze und seine beiden Mitstreiter machten kurzen Prozess und ließen das gegnerische Trio alt aussehen. Aufgrund der Kürze der damaligen Ausstrahlung senden wir heute zusätzlich ein ausführliches Fragegespräch mit dem mittlerweile überall im Reich als Held bekannten Görcke. Übrigens: Am 8. Mai 2005 kam es zu einem tragischen Zwischenfall. Die damals 39-jährige Hauptfrau Alexandra Schülker erschoss aus Versehen ein Mitglied der gegnerischen Kampfgruppe, den damals erst 19-jährigen Fähnrich Fabian Eisenwald. Juristische Konsequenzen hatte dies nicht; das Mitspielen als Jägerin oder Jäger geschieht grundsätzlich auf eigene Gefahr. Neue Folgen gibt es nach der Sommerpause ab dem 15. September. – Ich schüttelte mit dem Kopf und fragte: »Entschuldigt

mal, aber so eine Sendung wie ›Hasenjagd‹ darf es doch gar nicht geben, oder? Ich meine, das ist doch eine reine Menschenjagd!«

»Selbstverständlich«, antwortete Richard, »als Hasen werden, wie ich schon erzählt habe, Reichsdeutsche bezeichnet, die sich nicht vorschriftsmäßig mit 65 das Leben genommen haben. Manchmal sieht man einige von ihnen auch bei ›Sechs müssen hängen‹.«

»Diese Sendung ist widerlich«, sagte Julia. »Meine Schwester hat vor zwei Jahren auch einmal mitgemacht. Sie hat zwei Hasen erlegt.«

»Ja«, bestätigte Richard, »Monika ist in Nafimontur wie eine Irre durch den Wald gerannt und hat dort gnadenlos herumgeballert. Das war einfach nur abstoßend.«

»Fang nicht schon wieder damit an!«, ermahnte ihn seine Frau.

Ich schenkte dem Streit zwischen den Prackmanns keine Beachtung und blätterte wieder in der Fernsehzeitschrift, die massenhaft mit feschistischer Indoktrination verseucht war. In einem anderen Programm war für 21:00 Uhr »Triumph der Schönheit«, um 22:00 Uhr »Triumph der Gesundheit« und um 23:00 Uhr »Triumph der Jugendhaftigkeit« angesetzt worden. Offenbar handelte es sich um eine propagandistische Dokumentationstrilogie. In einem noch anderen Programm fiel mir die Unterhaltungssendung »Deutschlands zweit Schönste Frau gesucht« auf. Dort hieß es: »Repräsentationsfrau Heike Plumm sucht die schönste Frau Deutschlands nach der Führerin.« Wo auch immer meine Augen hinblickten – fast alles in dieser Zeitschrift hatte in irgendeiner Weise etwas mit nationalfeschistischer Ideologie zu tun. Ich las mir einige Texte aufmerksam durch und stellte immerhin fest, dass nach meinem Dafürhalten keine Rechtschreib-, Grammatik- und Zeichensetzungsfehler begangen worden waren. Die Redakteure verstanden ihr Handwerk und beherrschten die deutsche Sprache perfekt. Wie lange und intensiv ich auch las – mir begegnete nicht ein einziger Anglizismus. Es galten nach wie vor die zuletzt 1901 überarbeiteten deutschen Rechtschreibregeln. Weil die Zeitschrift mich zu langweilen begann, legte ich sie schließlich auf den Tisch. Jetzt lenkte ich meine Aufmerksamkeit wieder auf den Fernseher, auf dem schon wieder ein Werbespot zu sehen war. Ein ungefähr 30-jähriger Mann fuhr auf einem Motorrad eine Landstraße entlang. Er trug eine merkwürdig elegante Lederjacke. Plötzlich geriet er ins Schlingern und landete mit seiner schweren Maschine im Graben. Er versuchte, das Motorrad herauszuziehen, doch es gelang nicht. Plötzlich rief jemand mit exaltierter Stimme: »Na, möchtest du nicht so stark sein wie ein Stier?«

»Ja«, sagte der Mann überrascht. Von oben fiel ihm eine kleine Packung in die Hände.

»Probier's mal hiermit!«, rief der Unbekannte.

»Muskopax?«, fragte der Mann.

»Ja, Muskopax!«, sagte der Fremde. »Für mehr Kraft und Ausdauer.«

Der freudig erregte Motorradfahrer warf sich eine Pille Muskopax ein. Plötzlich sprenkte sein wie aus dem Nichts sich aufplusternder Oberkörper die Lederjacke. Aus dem normalen Mann war ein Koloss mit der Figur von Arnold Schwarzenegger geworden. Er stemmte mit Leichtigkeit sein Motorrad mit beiden Händen nach oben und sagte lachend: »Vielen Dank, Muskopax! Ab heute nehme ich es täglich.«

Die verborgene Person erwiderte: »Muskopax! Für den deutschen Mann, der wirklich alles kann! Erhöhe deinen AW! Muskopax! In jeder Apotheke. Ohne Nebenwirkungen. Mus! Ko! Pax! Von der Führerin wärmstens empfohlen.«

Der beglückte Biker rannte nun auf der Straße mit über seinem Kopf gehaltenem Motorrad einige Meter nach vorne. Jetzt nahm er sogar seinen rechten Arm nach unten und streckte seine Faust dem Betrachter entgegen, während er die schwere Maschine nur mit der linken Hand über seinem Kopf sich im Kreise drehen ließ. »Heil Schiring!«, rief er zum Schluss.

Der nächste Spot folgte sofort. Schon wieder erschien Anita Karpfen auf dem Bildschirm. Sie wollte gerade zu sprechen beginnen, da warf Richard ein weiteres Mal ein Kissen vor den Fernseher. Er rief lautstark: »Fernseher aus!« Auch er konnte den vom Feschismus entfesselten Konsumterror nicht mehr ertragen.

Nachdem er den Apparat ausgeschrien hatte, saßen wir für mindestens dreißig Sekunden still im Wohnzimmer. Die Ruhe wurde plötzlich von einem Piepen im Badezimmer unterbrochen. »Die Waschmaschine ist fertig«, freute sich Julia. Sie sprang auf, darüber glücklich, sich wieder bewegen zu können, und lief beschwingt ins Badezimmer. Anschließend kam sie mit den sauberen, sogar schon getrockneten Reichsfahnen zurück und legte sie auf den Esszimmertisch.

Ich bot ihr an, ihr beim Bügeln zu helfen, doch sie wiegelte ab: »Wozu? Wir haben doch eine Bügelmaschine. Du kannst aber die beiden ungewaschenen Fahnen in die Maschine packen. Du weißt ja, wie das geht. Danach einfach nur den kleinen Knopf drücken.«

Ich reckte meine steif gewordenen Glieder in die Höhe und begab mich bereitwillig ins Badezimmer, um ihrem Vorschlag zu entsprechen. Als ich wieder zurück war, hatte sie bereits die von ihr erwähnte Bügelmaschine auf den Esszimmertisch gestellt. Es handelte sich um ein ungefähr 120 Zentimeter langes Gerät, in dem zylindrische Bügelwalzen die für Menschen unangenehme Arbeit verrichten konnten. Nachdem Julia Wasser eingefüllt hatte, führte sie die erste Fahne ein, die anschließend automatisch eingezogen und dabei gebügelt wurde. Auf der anderen Seite der Maschine kam die Fahne wieder heraus. Das Bügeln hatte höchstens 90 Sekunden gedauert; genauso schnell wurde auch die zweite Fahne gebügelt. Zwar hatte es im ursprünglichen Jahr 2013 auch Bügelmaschinen gegeben, aber ich konnte mich an niemanden erinnern, der eine besessen hatte. Ich fragte: »Seid ihr eigentlich die einzigen Leute, die so etwas haben?«

»Nein«, antwortete Richard, »das hat fast jeder. Wie wär's übrigens, wenn wir ein bisschen Musik hören würden? Bist du ein Klassik- oder Schlagertyp?«

»Was?«, wunderte ich mich. »Klassik- oder Schlagertyp? Worauf willst du hinaus?«

Julia, die dabei war, die Fahnen auf dem Esszimmertisch ordentlich zusammenzulegen, klärte mich auf: »Wir wollen doch nur wissen, ob du lieber klassische Musik oder Schlager hören möchtest.«

Erstaunt erwiderte ich: »Bitte? Habt ihr nichts anderes da? Wie wär's denn zum Beispiel mit Rock, Pop, Country, Heavy Metal, Techno, House, Rap, Punk, Jazz, Rave, Blues, Folk, Hip-Hop, Reggae, Funk, Dance, Swing oder Soul?«

»Bist du wahnsinnig?«, rief Richard. »Wenn so etwas bei dir zu Hause gefunden wird, landest du unweigerlich am Galgen. Möglicherweise sogar als Kandidat bei ›Sechs müssen hängen‹. Du hast ja gerade selbst gesehen, was mit unserem Michael-Jackson-Freund passiert ist. Solche Töne dürfen auf keinen Fall aus unserer Wohnung nach draußen dringen. Wenn da gerade zufälligerweise jemand vorbeigeht und so etwas hört, kannst du gar nicht so schnell gucken, wie hier die Gereipo auf der Matte steht.«

»Tut mir leid«, entschuldigte ich mich. »Du weißt ja, dass ich nicht mehr weiß, was vor dem heutigen Tag geschehen ist. Vielleicht will ich es auch gar nicht mehr wissen.«

»Nun«, mischte sich Julia ein, »ganz so gering ist die Auswahl auch nicht. Neben klassischer Musik und Schlager sind auch noch Volksmusik und Militärmärsche erlaubt. So etwas kann man sich sogar kostenlos im E-Netz herunterladen. Dort gibt es alles, was der Führerin gefällt und von ihr genehmigt worden ist.«

Verzweifelt fragte ich: »Und wenn mir das alles nicht zusagt?«



»Dann hast du Pech gehabt«, bemerkte Richard. »Friss oder stirb! So lautet hier das Motto. So einfach ist das.«

Julia ging zum Computer und sah sich offenbar Verzeichnisse von Musikdateien klassischer Komponisten an. »Wie wär's mit Schubert?«, fragte sie.

»Ja!«, antwortete ich. »Warum nicht?«

Aus den großen, auf Regalen in der Wohnzimmerschrankwand untergebrachten Lautsprecherboxen, die mit dem Rechner verbunden waren, ertönte in hervorragender Qualität Schuberts letzte Sonate aus dem Jahre 1828, die Klavier-B-Dur-Sonate Nummer 21, Deutschverzeichnis 960. Das große Werk wurde meisterlich vorgetragen, die sanften Töne beschallten Prackmanns Kellerwohnung in einer trügerischen Weise, als hätte man annehmen dürfen, in einer vollkommen heilen Welt zu leben. Vergessen war zumindest für eine kurze Zeit der drohende Krieg, der wie ein riesiges Damoklesschwert über der Menschheit baumelte.

»Das war sehr schön«, sagte Julia nach Beendigung der musikalischen Darbietung ergriffen. »Bei solcher Musik kann ich gut entspannen und alles um mich herum vergessen. Ich kann auch noch ein paar Lieder von Helga Müller spielen. Die Texte sind allerdings blöd und nichtssagend.«

Ich erwiderte: »Lieber nicht, ich persönlich mag keine nichtssagenden Eiapoepia-Texte.« Vermutlich war die reichsdeutsche Helga Müller hinsichtlich ihrer Popularität das Pendant zur bundesdeutschen Helene Fischer.

Richard pflichtete mir bei: »Ich möchte auch keine Loblieder auf die Führerin hören. Darauf kann ich verzichten. Die Müller ist doch nur eine Propagandasängerin, die Schirings Irrsinn auf dümmste Art und Weise musikalisch verherrlichen soll. Ihre Texte kriegt sie doch direkt aus Schiringopolis diktiert.«

Nach einer halben Minute des Schweigens fragte ich: »Darf ich heute bei euch übernachten? Ich weiß ja gar nicht, wo ich hinsoll. Sollte ich morgen den 56-Kiloohm-Widerstand bekommen, weiß ich vielleicht mehr. Habt ihr nicht ein paar Widerstände zufälligerweise in der Wohnung? Es müssen nicht genau 56 Kiloohm sein. Ich kann aus mehreren Widerständen auch Reihen- oder Parallelschaltungen herstellen.«

»Nein«, widersprach Richard, »wir haben keinen Elektroschrott hier. Es ist Pflicht, kaputte Geräte sofort der Wiederverwertung zuzuführen. Die einzige Möglichkeit bestünde darin, intakte Geräte aufzuschrauben. Das willst du uns sicherlich nicht zumuten, denke ich.«

»Nein, wirklich nicht«, beruhigte ich ihn. »Befindet sich vielleicht gerade Elektroschrott draußen in irgendwelchen Mülltonnen? Vielleicht sollte ich mal gucken gehen.«

»Keine gute Idee«, meinte er, »wir haben schon zwei Minuten nach zehn – die Ausgangssperre hat begonnen. Sie geht bis 06:00 Uhr. Wenn man dich beim Herumwühlen in Mülltonnen erwischt, könnte das sehr unangenehme Konsequenzen für dich haben. Du solltest unbedingt hierbleiben, wenn dir dein Leben lieb ist.«

Julia mischte sich nun ein und bemerkte: »Natürlich kannst du bei uns übernachten. Anders geht es ja auch nicht mehr. Wenn wir dich jetzt nach draußen ließen, könnte das dein Todesurteil sein. Am besten wäre es, wenn du auf dem Sofa übernachten würdest. Du sitzt ja schon drauf.«

Äußerst dankbar sagte ich zu den Prackmanns: »Ich weiß gar nicht, was ich ohne euch machen würde.« Kaum hatte ich zu Ende gesprochen, ertönte aus dem Badezimmer erneut das Piepen der Waschmaschine.

Diesmal lief Richard los, um sich um die restlichen Reichsfahnen zu kümmern. Nachdem er die zwei Fahnen gebügelt und sorgfältig zusammengefaltet hatte, legte er alle vier Fahnen über die Lehne eines Esszimmerstuhles. »Morgen wird ein schwerer Tag«, rief er ins Wohnzimmer.

»Wir sollten jetzt besser schlafen gehen. Ich komme morgen wahrscheinlich später nach Hause. Wer weiß, was morgen geschieht.«

Ich durfte als Erster ins Badezimmer gehen und mir mit einer neuen Zahnbürste die Zähne putzen. Dann zog ich meine graue Jacke aus und warf sie über die Rückenlehne eines Sessels. Schließlich legte ich mich aufs bequeme Sofa. Zum Zudecken genügte mir zu dieser Jahreszeit eine dünne Wolldecke. Ich hörte das Tuscheln der Prackmanns im Badezimmer, konnte aber durch die geschlossene Tür nichts verstehen. »Gute Nacht!«, wünschten sie mir fast synchron, nachdem sie das Badezimmer verlassen hatten. Ich erwiderte den Gutenachtgruß und wollte noch ein sarkastisches »Heil Schiring!« hinterherrufen, doch in allerletzter Sekunde besann ich mich und verkniff es mir. Alle Lichter in der Kellerwohnung wurden ausgerufen, die Tür des Schlafzimmers wurde geschlossen. Ich war nun allein im Wohnzimmer, ganz allein in dieser Irrenanstalt namens Deutschland. Natürlich war angesichts der schockierenden Informationen über die von mir verursachte Realität an Schlaf nicht sofort zu denken. Ich hatte mit vielem gerechnet – aber mit so etwas beileibe nicht. Trotzdem gelang es mir, irgendwann einzuschlafen. Nach einer unruhigen Nacht mit wirren Träumen wurde ich gegen 06:45 Uhr von Julia geweckt. Es war Montag, der 10. Juni 2013. Eine neue Woche und ein neuer Tag hatten begonnen. Möglicherweise sogar genau derjenige Tag, der das Schicksal der Menschheit besiegeln würde. Aufgeregt stemmte ich meinen Oberkörper nach oben. Durch die ruckartige Bewegung spürte ich plötzlich einen stechenden Schmerz in den Rippen, die ich mir einen Tag zuvor beim Sturz in den Kellertreppenschacht geprellt hatte.

»Wie geht es deinem Kopf?«, erkundigte sich meine Gastgeberin.

Weil ich sie nicht beunruhigen wollte, verschwieg ich ihr das unangenehme Stechen in den Rippen und teilte ihr nur mit, dass mir meine Schläfe nicht mehr wehtat und es mir den Umständen entsprechend gut ging.

Darüber erfreut sagte sie: »Lass mich den Verband mal abmachen. Sehr schön – es hat aufgehört zu bluten. Ich denke, wir brauchen keinen neuen mehr.« Als sie in die Küche gehen wollte, um den Verband zu entsorgen, blickte sie nach unten auf den Teppich, auf dem sie etwas liegen sah. Verdutzt wollte sie wissen: »Was ist das? Gehört das dir?« Sie hielt in ihrer Hand einen 20-Euro-Schein, der aus einer Tasche meiner grauen Jacke gefallen war.

Ich guckte völlig überrascht auf diesen Geldschein, als hätte ich noch nie eine Eurobanknote gesehen. Dass sich eine solche in meiner Jackentasche befunden hatte, war mir völlig entgangen. Vor meiner Reise in die Vergangenheit hätte ich sämtliche Hemd-, Jacken- und Hosentaschen überprüfen sollen. Ich war völlig perplex und erwiderte: »Ja, das ist meiner – das ist Spielgeld.«

Jetzt kam auch der neugierig gewordene Richard hinzu und fragte: »Was ist das? So etwas habe ich noch nie gesehen. Das soll Spielgeld sein? Das sieht irgendwie total echt aus. 20 Euro? Soll das die Währung sein? Euro? Das steht auch auf Griechisch darunter.«

»Ja«, stellte Julia verblüfft fest, »auf der anderen Seite steht es auch. Hier ist eine Europakarte – es sind aber keine Grenzen zu erkennen.«

Richard fragte: »X18626097674 – ist das die Seriennummer?«, und nachdem er den blauen Schein umgedreht hatte, wunderte er sich weiter: »BCE ECB EZB EKT EKP 2002 – was bedeutet das? Dass der Schein vor elf Jahren gedruckt wurde? Woher hast du das?«

»Man hat's mir geschenkt«, erläuterte ich. »Das ist nur ein Scherzartikel – nichts weiter.«

Er jedoch bemerkte kritisch: »Das sieht aber viel zu professionell aus. Wozu ein Wasserzeichen bei Spielgeld? Wozu eine Seriennummer? Andererseits: So etwas kann es gar nicht geben – eine Währung namens Euro. Offensichtlich soll das so etwas wie eine Einheitswährung für Europa sein. Was für ein absurder Gedanke.«

»Du hast recht«, sagte ich, »das ist nur Spielgeld. Ihr könnt es behalten. Ich brauche es nicht.«

»Prima«, sagte Richard, »so etwas Verrücktes wollte ich schon immer mal haben. Ich hab auch schon ewig kein Papiergeld mehr gesehen.«

»Damit kannst du das Frühstück bezahlen«, witzelte Julia und fügte hinzu: »Ich werde dir auch neue Sachen zum Anziehen geben. Was du da gestern anhattest, geht unter keinen Umständen. Das sieht total erbärmlich aus. Mir ist das ja egal, aber das ist ein Verstoß gegen das Bekleidungs-gesetz. Wenn man dich so erwischt, möchte ich nicht in deiner Haut stecken.«

Nachdem ich mich im Badezimmer frisch gemacht hatte, bekam ich neue Kleidung, die mir ein bisschen zu groß war. Nur meine Schuhe durfte ich laut Julias Beurteilungsvermögen behalten. Obwohl die neuen Sachen etwas zu weit waren, fühlten sie sich dennoch wie eine perfekt sitzende zweite Haut an. Die Stoffe schienen unendlich bequem und weich zu sein. So etwas hatte ich noch nie getragen. Als Ingenieur und Naturwissenschaftler auf diesem Gebiet nicht unbedingt firm würde ich den Modestil, den mir Julia verordnet hatte, als klassisch-konservativ-sportlich-elegant bezeichnen. Im Schiringreich wurde offensichtlich für Zivilisten neben diesem Stil kein anderer geduldet.

Als Julia mich in den neuen Klamotten erblickt hatte, bemerkte sie begeistert: »Jetzt siehst du aber äußerst fesch aus.«

»Kann schon sein«, erwiderte ich, »aber ich bin noch lange kein Feschist.«

Anschließend frühstückten wir; dabei erinnerte ich Richard mehrmals an den 56-Kiloohm-Widerstand. Er teilte mir mit, er wolle den Widerstand besorgen, aber ich dürfe auf keinen Fall die Wohnung verlassen und solle mich unbedingt unauffällig und geräuschlos verhalten. Ich dürfe nicht kochen, damit niemand auf der Straße oder im Hinterhof etwas riechen könne. Auch wurde ich angewiesen, unter keinen Umständen zu öffnen, falls es an der Tür klingeln sollte. Des Weiteren dürfe ich nicht ins E-Netz oder ans Telefon gehen. Ich müsse auch von den Fenstern fernbleiben. Alle Fenster müssten zudem unbedingt verschlossen bleiben, denn als Mitarbeiter in einer Waffenfabrik sei ihm zu Ohren gekommen, dass es deutschen Ingenieuren gelungen sei, mit Kameras und Mikrofonen ausgestattete Minidrohnen zu entwickeln, die von einer Fliege kaum zu unterscheiden seien. Julia gab mir die Erlaubnis, mich in der Speisekammer an Obst, Brot und Mineralwasser zu bedienen, falls ich Hunger und Durst bekommen würde. Sie ordnete an, ich dürfe kein Kranwasser laufen lassen und nicht die Toilette benutzen. Ein paar Stunden könne ich das sicherlich aushalten.

Gegen 07:30 Uhr gingen die Prackmanns aus dem Haus. Sie lief zu Fuß zum Kindergarten, er nahm sein Elektroauto, um damit zu seinem Arbeitsplatz in der Waffenfabrik zu fahren. Bevor sie gingen, hatte er noch einmal darauf hingewiesen, dass er wahrscheinlich aufgrund des zu erwartenden militärischen Konfliktes später nach Hause kommen werde. Ich saß nun völlig allein in der Wohnung und hatte nichts zu tun. Gerne hätte ich aus Dankbarkeit den Prackmanns bei der Haushaltsarbeit ein wenig geholfen und ein bisschen sauber gemacht, aber fast alles funktionierte automatisch. Ich beobachtete eine Zeit lang den Saugroboter, der leise surrend vor sich hin saugte. Allerdings wurde das irgendwann langweilig. So kam mir die Idee, mir doch einmal die Speisekammer von innen anzusehen. Nachdem ich die Tür geöffnet und sich automatisch eine 0,5-Watt-Energiesparlampe eingeschaltet hatte, staunte ich über den reichlich vorhandenen Nahrungsmittelvorrat meiner Gastgeber. Wenn man mal von extrem kalorienreicher Kost absieht, fehlte es an nichts. Obst, Brot, Gemüse, Mineralwasser – alles war vorhanden. Süßigkeiten und Dickmacher suchte man hier allerdings vergebens. Ebenso vergebens suchte ich nach Dosen, Flaschen oder Verpackungen, auf denen nicht die Führerin abgebildet war. Hinter ein paar Gurkengläsern machte ich eine interessante Entdeckung: Da lag ein Jutebeutel, in dem sich ein

quaderförmiger Gegenstand befand. Es handelte sich um ein Buch, nämlich eine Schweizer Ausgabe einer Chronik des 20. und 21. Jahrhunderts. Ich konnte mir damit sehr gut die Zeit vertreiben und überprüfen, ob Richard am Tag zuvor die Wahrheit gesagt hatte. Alles, was mir von ihm erzählt worden war, wurde mir von diesem Buch bestätigt. Möglicherweise hatte Richard einen Großteil seines profunden historischen Wissens auch genau dieser Chronik entnommen. Die Tatsache, dass dieses Werk in der Schweiz gedruckt worden war, ließ darauf schließen, dass es im Gegensatz zu reichsdeutschen Druckerzeugnissen frei von Propaganda und Lügen war. Unter der Energiesparlampe stehend las ich mit einer Mischung aus Wissensdurst, Faszination und Abscheu, was nach 1911 geschehen war. Wahrscheinlich stand dieses Buch bei den Nafis auf dem Index, denn ich hatte nicht den Eindruck, dass wohlwollend oder gar begeistert über ihre historischen Taten berichtet wurde. Da war eine Sache, an die ich mich noch sehr gut erinnern kann, weil sie vollkommen unglaublich klang. In dem Buch stand, dass von 1959 bis 1969 Strafgefangene auf dem Mond ein völlig absurdes Projekt in die Tat umsetzen mussten. Man zwang sie, im Mare Fecunditatis mithilfe spezieller Auslegemaschinen ein lichtabsorbierendes, schwarzes Granulat auf die Mondoberfläche zu streuen. Entstehen sollte ein riesengroßes S. Als die Arbeit Ende der Sechzigerjahre beendet worden war, konnte jeder Mensch auf der Erde bei bestimmten Mondphasen mit bloßem Auge den 800 Kilometer großen Buchstaben auf dem Mond erkennen. Es gab zwar internationale Proteste, aber weil der Mond seit 1953 zum Deutschen Reich gehörte, musste die Menschheit diese Verschandelung hinnehmen. Ich las ungefähr eine Stunde lang in diesem Wälzer, bis ich von dem ganzen Irrsinn genug hatte. Sorgfältig packte ich das aufschlussreiche Buch zurück in den Beutel und legte es wieder genau dorthin, wo ich es gefunden hatte. Danach verließ ich die Speisekammer und spazierte in der Wohnung auf und ab. Ich bewunderte dabei die unglaubliche Sauberkeit, die überall bis in den letzten Winkel herrschte. Als ich aufs sinnlose Spaziergehen keine Lust mehr hatte, blieb ich vor dem Führerinnenbild stehen. Sie sah meiner Ansicht nach viel zu jung für eine Regierungschefin aus. Der Fotograf hatte sich sicherlich viel Mühe gegeben, aber Silwana Schiring wirkte nicht charismatisch auf mich. Ich hatte nicht den Eindruck, eine großartige Persönlichkeit vor mir zu haben. Sie startete dem Betrachter zwar suggestiv entgegen, aber ihre Augen drückten nichts als Leere aus. Sie war eine Frau, die eigentlich nichts zu vermitteln hatte; trotzdem aber konnte sie, wann immer ihr es beliebte, als mächtigster Mensch der Welt mit einem einzigen Federstrich Millionen von Menschen in den Tod schicken. Seit fast 40 Jahren befand sich Deutschland im Würgegriff der Schiringfrauen. Viele Leute kannten gar nichts anderes – Alternativen gab es keine.

Weil ich den eisigen Blick der von den Prackmanns als Schöfraz bezeichneten Frau nicht mehr ertragen konnte, wandte ich mich von ihr ab und begab mich zu einem Sessel, in dem ich anschließend vor mich hin sinnierte. Dort verbrachte ich den ganzen Morgen, ständig darüber nachdenkend, wie es denn weitergehen würde. Eins war klar: Sollte es mir nicht gelingen, die Zeitmaschine rechtzeitig zu reparieren, würde das Resultat möglicherweise die Vernichtung der Menschheit sein. Immer wieder legte ich mir die Handflächen auf die Augen, um das von mir Verursachte nicht mehr sehen zu müssen. Bis in den letzten Winkel war der Ungeist von Schiring vorgedrungen und bestimmte das Leben aller Deutschen. Das von ihr verfasste Buch »Mein Anliegen« stand tatsächlich links oben in Prackmanns Bücherregal. Nach allem, was ich bisher erfahren hatte, verspürte ich nicht die geringste Lust, einen Blick hineinzuworfen. Ich wusste genug, um zu wissen, dass es Zeitverschwendung gewesen wäre, mich mit Schirings abartiger Weltanschauung zu befassen. Ob es nun das Führerinnenbild an der Wand war oder ihr Konterfei auf der Fernsehzeitschrift – überall sah man sich mit ihr und ihrer nahezu grenzenlosen Macht

konfrontiert. Das deutsche Volk war zum allergrößten Teil von den Schirings willenslos und gefügig gemacht worden. Die Diktatorin steuerte die Bewusstseinskontrolle über ihre Untertanen und konnte machen, was sie wollte.

Ein großes Glück im Unglück war, dass es mich in eine Wohnung von regimekritischen Bürgern verschlagen hatte. Ebenfalls großes Glück hatte ich einen Tag zuvor insofern gehabt, als dass kurz nach meiner Landung im Hindenburg-Park die Drohne mich in meiner ärmlichen Kleidung nicht entdeckt hatte. Vermutlich war der zuständige Gereipobeamte zu sehr damit beschäftigt gewesen, sich die hübschen Frauen auf der Wiese anzugucken.

Von meinen qualvollen Gedanken wurde ich schließlich erlöst, als Julia um 13:30 Uhr nach Hause kam. »Hallo«, begrüßte sie mich, »Richard kommt erst gegen 18:00 Uhr. Er hat mich im Kindergarten angerufen. Wie geht es dir? Was hast du gemacht? Hat jemand gemerkt, dass du hier bist?«

»Nein«, beruhigte ich sie sofort, »niemand. Mir geht's gut.«

Julia holte schnell einen Qualitätskochtopf sowie eine Qualitätspfanne aus den Schränken und begann zu kochen. Nach nur wenigen Minuten stand das Essen bereits auf dem Tisch. Es gab Fisch und Kartoffeln zu Mittag. Und natürlich auch die für deutsche Haushalte obligatorischen Schönheitspillen. Bevor sie sich zu mir an den Tisch setzte, hatte sie auf einer elektronischen Spezialwaage ihr Gewicht überprüft. »Ich darf heute nicht so viel essen«, sagte sie leicht besorgt. »Ich habe schon etwas Angst vor der nächsten Schönheitsprüfung. Ist dir mittlerweile dein Name eingefallen?«

Ich verneinte und sah sie mitleidig an, als sei nicht ich, sondern sie diejenige Person, die behandlungsbedürftig gewesen wäre. Ich fragte: »Können wir gleich einen kleinen Verdauungsspaziergang machen? Eure Wohnung ist zwar hervorragend klimatisiert, aber ich würde schon gerne ein wenig frische Luft schnappen.«

»Ja«, sagte sie, »das ist eine sehr gute Idee. Ich müsste schon ein paar Kalorien verbrennen. Du musst dich aber unbedingt unauffällig verhalten. Es darf niemand wissen, dass wir seit gestern einen Gast haben. Das Beste wäre, wenn wir in den Park gingen.«

»In den Hindenburg-Park?«, wollte ich wissen.

»Ja«, sagte sie, »das ist der einzige Park in der näheren Umgebung.«

Nach einigen Minuten hatten Julia und ich den Park erreicht. Die Sonne schien zwar, aber die Temperatur lag wohl etwas unter 20 Grad Celsius. Ich trug eine von Richards klassisch-konservativ-sportlich-eleganten Jacken. »Lass uns zu dieser Bank gehen«, schlug ich ihr vor. Es war die Bank mit der Beschriftung »>= 7,0 Hindenburg-Park«.

»Warum gerade zu dieser?«, fragte sie verdutzt. »Darauf dürfen wir uns nicht setzen.«

Meine entrüstet vorgetragene Gegenfrage lautete: »Du willst also allen Ernstes behaupten, dass sich auf diese Bank ausschließlich Leute setzen dürfen, die mindestens einen AW von 7,0 haben?«

»Ja«, erwiderte sie, »was sollte das sonst bedeuten?«

Ich war erschüttert darüber, aber ich konnte mich andererseits sehr gut daran erinnern, dass in grauer Vorzeit gerade Bänke und Sitze in öffentlichen Verkehrsmitteln – oder wo auch immer – dazu missbraucht worden waren, Menschen, die ein bestimmtes Kriterium nicht hatten erfüllen können, gnadenlos auszugrenzen. Die von mir fassungslos angestarrte Bank war ziemlich genau dort aufgestellt worden, wo in meinem Wohnzimmer heute der Fernsehapparat steht. Als ich mich umdrehte, erblickte ich den Springbrunnen, der sich an einer Stelle befand, die heute zu meinem Garten gehört. Es war ein überaus komisches Gefühl, mich gewissermaßen auf meinem eigenen Grundstück aufzuhalten. Julia wusste davon nichts und hätte wohl ohne Weiteres auch

gar nicht geglaubt, dass sie Gast war auf meinem eigenen Grund und Boden. Wir standen da nun wie Ölgötzen und beobachteten, wie in einiger Entfernung ungefähr zehn leicht vollschlanke Frauen von einer sich herrisch gebietenden Frau vorangetrieben wurden. Als diese Jogginggruppe näher gekommen war, schrie die hinten laufende Anführerin: »Ein bisschen schneller, meine Damen! Ich warne euch! Ihr könnt vielleicht mich betrügen, aber die Waage nicht. Denkt dran, was geschieht, wenn ihr bis zum Juli nicht genug abgenommen habt! Heil Schiring!«

»Heil Schiring!«, rief Julia und danach auch ich, als die weibliche Sportskanone an der Bank vorbeilief.

»So dick«, sagte ich leise zu Julia, »sind die doch gar nicht.«

»Für Schiring schon«, antwortete sie, »für Schiring schon. Daher achte ich lieber auf meine Figur, damit ich niemals Mitglied einer solchen Gruppe werden muss.«

Etwas entgeistert konnte ich nichts erwidern und guckte in den Himmel, darauf hoffend, dort etwas zu sehen, was nichts mit Schiring zu tun hatte, doch ich wurde enttäuscht, denn direkt über uns schwebte in einer Höhe von vielleicht 20 Metern eine Drohne.

»Um Gottes willen«, herrschte mich Julia leise an, »guck da nicht so lange hin! Sonst werden sie neugierig. Tu so, als ob du die Drohne nicht bemerkt hättest!«

»Okay, okay«, sagte ich, doch das hätte ich nicht aussprechen sollen, denn daraufhin erwiderte sie flüsternd: »Bist du wahnsinnig? Die haben ein hochsensibles Mikrofon! Keine Anglizismen! Lass uns jetzt einfach unauffällig weitergehen!«

Wir hatten Glück – die Drohne kam nicht zu uns herunter. Dreißig Meter von der Siebenerbank entfernt befand sich eine weitere Bank, auf die wir uns setzten durften. Ich suchte ein geeignetes Gesprächsthema, doch nach einer halben Minute fiel mir nur Folgendes ein: »Wie war dein Tag heute im Beate-Uhse-Kindergarten?«

»Weiß nicht«, sagte sie. »Nicht so gut. Bei der E-Netz-Konferenz mit der RJD wurde nur über Krieg gesprochen. Und später haben die Kinder auch über nichts anderes geredet. Das Schlimmste ist, dass es ihnen auch noch Freude gemacht hat. In der letzten Zeit häufen sich die Kriegsspiele im Kindergarten.«

Neugierig fragte ich: »RJD? Was bedeutet das?«

Sie antwortete: »Reichsjugenddirektion. Die Kinder sollten heute Bilder über den großen Sieg malen – über den Sieg, obwohl der Krieg noch gar nicht begonnen hat. In den Pausen mussten sie auf der Wiese marschieren. Dabei wurde Preußens Gloria abgespielt.«

Ich wollte wissen: »Und das wurde alles bei dieser E-Netz-Konferenz angeordnet?«

»Ja«, erzählte sie, »jeder Morgen beginnt mit der E-Netz-Konferenz mit Vertretern der Reichsjugenddirektion. Dort erfahre ich das Programm für den Vormittag. Ich muss genau machen, was mir vorgegeben wird. Ich habe keine Spielräume – und das in einem Kindergarten.«

»Das ist ja alles unerträglich«, erwiderte ich. »Was ist eigentlich mit den Reichsfahnen? Solltet ihr sie heute nicht aufhängen?«

Julia wurde jetzt etwas mürrisch und sagte: »Mensch, lass mich in Ruhe mit diesen verdammten Fahnen! Diese Dinger haben keine Bedeutung für mich. Ich habe – ehrlich gesagt – nicht die geringste Lust, zu den Zollitskis nach oben zu gehen, um ihnen die Fahnen zu geben. Die Zollitskis sind nämlich stramme Nafis und halten gerne Vorträge über Zucht und Ordnung und so etwas. Ich habe keine Lust, mir das ständig anzuhören. Richard soll sie nachher nach oben bringen. Ich mache das nicht.«

Wir schwiegen einige Minuten lang und schauten uns die Leute im Park an. Auf mich wirkten die meisten nur noch wie mechanische Roboter mit leeren Augen. Meine einen Tag zuvor nur oberflächlich erlangte Einschätzung, dass es sich bei diesen Leuten um tolle, glückselige

Menschen handelte, hatte sich als vollkommen falsch erwiesen. Seitdem ich über die Zustände in meiner neuen Heimat Bescheid wusste, musste ich der fast unerträglichen Wahrheit direkt ins Gesicht blicken. In ein Gesicht, das ich selbst erschaffen hatte und das so dermaßen grauenhaft war, dass ich mich heute darüber wundere, dessen Anblick überhaupt ausgehalten zu haben. Immerhin aber roch die Luft wunderbar nach Gras, Sträuchern, Bäumen und Blumen. So gut hatte es noch nie in der Nähe meines ehemaligen Zuhauses geduftet.

Wir beobachteten nun, wie einige Kinder in dunkelblauen Schuluniformen daher kamen und plötzlich auf dem Weg stehen blieben, um zu diskutieren. »Lasst uns Hasenjagd spielen!«, wurde da gefordert. Allerdings konnten sich die Kinder nicht über die Rollenverteilung einigen, denn natürlich wollten alle Jäger sein und nicht Hasen. »Ich habe am Freitag schon Hase gespielt und am Donnerstag auch«, schrie da ein Junge und beschwerte sich weiter: »Du spielst nie den Hasen. Ich spiele nur mit, wenn du diesmal zu den Hasen gehörst.«

»Kommt überhaupt nicht infrage«, wehrte sich der Angesprochene. »Ich bin größer und stärker als du! Ich bin der Stärkste von allen. Der Stärkste ist immer Jäger. Komm doch her, wenn du dich traust!«

Der andere Junge traute sich und eine wilde Prügelei begann. Nach und nach beteiligten sich immer mehr der Schulkinder daran. Jetzt befanden sich einige sogar am Boden, auf dem sie sich schreiend herumwälzten. Das Knäuel von Kindern, das sich auch auf den Parkrasen ausgedehnt hatte, wurde zusehends größer und letztendlich machten alle bei der Rauferei mit. Dieses spektakuläre Geschehen war natürlich ein gefundenes Fressen für die Drohne, die sich mittlerweile nur noch drei Meter über den Kindern befand. »Achtung! Achtung!«, dröhnte es aus den Lautsprechern. »Sofort aufhören!«

Es dauerte nur eine Sekunde, bis die Kinder gehorchten. Sie entklumpten sich in Windeseile und reihten sich zu einer geraden Linie auf, sodass ich sie nun gut zählen konnte: Es waren acht. Jetzt wurde ungefähr fünf- bis sechsmal »Heil Schiring!« gerufen.

Der Beamte, der in irgendeinem Büro saß, brüllte mit strenger Stimme: »Was sollte das? Seid ihr vollkommen wahnsinnig geworden? Deine Identifizierungsnummer!« Die Drohne schwebte nun vor dem Kopf des ersten Kindes, das bereitwillig seine Identifizierungsnummer ins Mikrofon hineinsprach. Das ferngesteuerte Fluggerät klapperte Kind für Kind ab, bis alle acht Identifizierungsnummern gespeichert waren. Zum Schluss dieses bizarren Spektakels wurden die Schulkinder mit einer Standpauke verabschiedet, die sich in etwa folgendermaßen anhörte: »Lasst euch das eine Lehre sein! Eure Namen stehen jetzt im Rechner. Wollt ihr etwa bald mit gefülltem Strafregister zur Schiringjugend kommen? Wir werden eure Eltern benachrichtigen. Ihr solltet euch wirklich schämen, euch ausgerechnet heute so dermaßen danebenzubenehmen. Gerade heute müssen alle Deutschen zusammenhalten! Und was macht ihr? Wenn das die Führerin gesehen hätte! Wie enttäuscht wäre sie wohl von euch? Geht jetzt nach Hause und guckt Fernsehen! Sie wird bald eine große Rede halten. Heil Schiring!« Die Drohne schwirrte wieder ab und begab sich auf eine Position 50 Meter über dem Springbrunnen.

Ich sagte: »Sollen wir nach Hause gehen? Ich friere irgendwie. Es ist gar nicht so warm, wie man meinen könnte. Die Sonne täuscht.«

»Gerne«, antwortete Julia, »ich bin auch gespannt darauf, wann Richard kommt. Vielleicht kommt er ja früher.«

»Hoffen wir's«, bemerkte ich und erhob mich von der Bank. »Wie kommt es übrigens, dass ich die Kontaktlinsen so gut vertrage? Ich spüre sie gar nicht.«

»Das sind Speziallinsen von Optimalux«, erklärte Julia. »Man kann sie tagelang tragen, ohne dass man Probleme bekommt.«

Wir spazierten nun gemächlich durch den wunderschönen Park. Ich blickte noch einmal zurück zu dem kleinen Wäldchen, in dem ich einen Tag zuvor nach dem Attentat auf Hitler gelandet war. Dass dort anstelle meiner Luxusvilla nun Bäume standen, hätte ich nicht für möglich gehalten. Ich hatte zwar mit erheblichen Veränderungen gerechnet, aber nicht damit, dass mein Zuhause einfach so mir nichts, dir nichts abgerissen worden war. Julia wählte als Rückweg eine andere Route, die durch Straßen führte, die ich noch nie gesehen hatte. Die Auswirkungen meines temporalen Experimentes waren gewaltiger, als ich es jemals hätte erahnen können. Wir gingen nun durch eine vornehme Straße, in der offensichtlich die besonders Schönen wohnten. Im Garten einer vornehmen Villa schien etwas los zu sein, denn schon von Weitem hörten wir Stimmen von dort. Unmittelbar vor dem Grundstück stand ein Leichenwagen. Als wir näher kamen, wurden wir plötzlich von jemandem herangewinkt. »Ihr da«, rief der Mann, »kommt her! Hier ist eine Abschiedsfeier!«

»Was hat das zu bedeuten?«, flüsterte ich zu Julia.

Griesgrämig antwortete sie: »Was soll das schon bedeuten? Da bringt sich gleich jemand um, weil er heute 65 wird.«

»Das darf doch wohl nicht wahr sein«, flüsterte ich. »Wir müssen uns das doch nicht angucken!«

»Doch«, erwiderte Julia, »müssen wir. Es gibt nämlich ein ungeschriebenes Gesetz. Und das besagt, dass man mitfeiern muss, wenn man zufällig in eine Abschiedsfeier gerät – aus Respekt vor dem Jubilar.«

»Oh Gott«, beklagte ich mich flüsternd, »wo bin ich hier nur reingeraten?«

Man öffnete uns ein Gartentor, damit wir eintreten konnten.

»Wer feiert heute?«, fragte Julia einen der anwesenden Gäste.

Die Antwort lautete: »Es ist der werthe Herr Klaus-Dieter Roschmann – Apotheker Roschmann.«

»Ist mir bekannt«, sagte Julia überrascht. »Ich bin gelegentlich Kundin gewesen.«

Man reichte uns Getränke. Apotheker Roschmann hatte keine Mühen und Kosten gescheut, seine Gäste mit kulinarischen Genüssen aller Art zu verwöhnen. Es standen viele Leute um einen Swimmingpool herum, viele tranken Champagner. Einige bedienten sich am Buffet. In einer Ecke des Gartens lag ein offener Sarg, der Deckel gleich daneben. Plötzlich machte ich eine äußerst merkwürdige Entdeckung: Am Fünfmerturm stand ein Mann, den ich kannte. »Julia«, sagte ich aufgeregt, aber leise, »siehst du den Mann dort rechts neben dem Sprungturm? Den kenne ich!«

»Ach?«, fragte sie sarkastisch. »Ist das wirklich wahr? Das ist ja auch kein Wunder, dass du ihn kennst, denn unseren Stadtkommandanten kennt ja wohl so ziemlich jeder, nicht wahr? Offensichtlich haben sich einige deiner Erinnerungslücken geschlossen.«

Ich erwiderte: »Stadtkommandant? So nennt man das jetzt? Von mir aus. Für mich ist das Oberbürgermeister Heinrich Simmek.« Ich wollte ihr noch mitteilen, dass es keine drei Wochen her war, dass ich genau mit diesem Mann Golf gespielt hatte, aber schließlich verkniff ich es mir. Da meine ursprüngliche Existenz als Resultat des Zweiten Weltkriegs angesehen werden muss, konnte ich eigentlich gar nicht in Schiringdeutschland existieren. Dort kannte mich Heinrich Simmek nicht und hatte als Stadtkommandant nie mit mir Golf gespielt. Der Mann, der da ungefähr zehn Meter von mir entfernt fröhlich sein Champagnerglas schwang und sich augenscheinlich auf das bevorstehende Ereignis freute, war nicht derjenige, den ich schon vor langer Zeit in der Bundesrepublik kennengelernt hatte. Ich schätzte Oberbürgermeister Heinrich Simmek als einen vom Scheitel bis zur Sohle gewissenhaften, rechtschaffenen,



vertrauenswürdigen Politiker, der von Freiheit und Demokratie aufs Höchste überzeugt war. Anderenfalls hätte ich mit ihm bestimmt nicht Golf gespielt. Und was musste ich da jetzt sehen? Ein guter Bekannter von mir, für den ich meine Hand ins Feuer gelegt hätte, nannte sich nun Stadtkommandant und war als Gast auf einer sogenannten Abschiedsfeier anwesend, um dem gesetzlich vorgeschriebenen Selbstmord eines 65-Jährigen beizuwohnen. Ich war schockiert und konnte es nicht fassen. Sind es nur die Umstände, die den Menschen prägen, und gibt es kein tiefstes Inneres, das von nichts und niemandem korrumpiert werden kann? Aus meiner zugegebenermaßen äußerst ungewöhnlichen Perspektive betrachtet hatte sich da im Zeitraum von nur drei Wochen ein überzeugter bundesrepublikanischer Demokrat in einen eingefleischten Nationalfeschisten verwandelt. Das Ausbleiben des Zweiten Weltkriegs hatte offenbar keinen Einfluss auf die Entstehung Simmek ausgeübt. Wie konnte es sein, dass sich seine Eltern trotzdem begegnet waren? Gibt es irgendeine geheimnisvolle Kraft, die Menschen unabhängig von den Umständen zusammenführt? Ich grübelte vor mich hin, bis plötzlich meine Aufmerksamkeit auf etwas anderes gelenkt wurde: Am Sprungbrett war eine etwa zweieinhalb Meter lange Schnur befestigt, deren unteres Ende an den Abzugsbügel einer Pistole gebunden worden war. Offenbar hatte Roschmann vor, sich zu erschießen. Unter dem Applaus der illustren Gäste öffnete sich schon die Terrassentür, durch welche der von Julia als Jubilar bezeichnete Mann hindurchschritt, um sich auf den Weg zum Sprungturm zu begeben. Als er dort angekommen war, umarmte ihn Stadtkommandant Simmek und wünschte ihm für seinen letzten Weg alles Gute. Nachdem man dem angesehenen Apotheker ein Mikrofon gereicht hatte, stieg er auf den Fünfmeterurm. Oben angekommen forderte er seine Gäste zur Ruhe auf. »Liebe Leute«, sprach er nun in feierlichem Ton, »ich freue mich außerordentlich, dass ihr alle so zahlreich erschienen seid. Ja, heute ist es so weit. Heute ist mein 65. Geburtstag. Ich blicke auf ein langes und glückliches Leben zurück. Ich bin stolz auf das, was ich erreicht habe, liebe Freunde. Jahrzehntlang war ich Apotheker und habe mich aufopferungsvoll um meine Kunden gekümmert. Doch jetzt wird es Zeit, Abschied zu nehmen. Es ist natürlich schade, dass ich nicht morgen oder übermorgen Geburtstag habe. Wie gerne würde ich noch miterleben, wie unsere Soldatinnen, Soldaten, Militäringenieurinnen und Militäringenieure für uns den Krieg gewinnen. Mein Sohn Peter ist einer von ihnen und wird bald zusammen mit seinen Kameradinnen und Kameraden alles für den Sieg tun. Davon bin ich felsenfest überzeugt. Meine Tochter Katharina wird ab morgen unsere Apotheke übernehmen. Bei ihr seid ihr in genauso guten Händen, wie ihr es bei mir gewesen seid. Auch davon bin ich felsenfest überzeugt. Ich möchte mich bei allen Menschen bedanken, die mir ein so wundervolles Leben beschert haben. Vor allem bei meinen anständigen Kindern und bei meiner wunderbaren Frau, die sie mir geschenkt hat. Aber auch bei allen Freunden und Bekannten. Ihr alle seid mir so ans Herz gewachsen, wie man dies mit Worten überhaupt nicht zum Ausdruck bringen kann. Ich kann von mir sagen, dass ich zu denjenigen gehöre, die Schluss machen, wenn es am schönsten ist. Was will man mehr? Doch jetzt möchte ich endlich Taten folgen lassen. Ich habe mir nämlich etwas ganz Besonderes für meine Abschiedsfeier ausgedacht.« Roschmann zog die Pistole nach oben und setzte seine Rede fort: »Ich werde mir während des Fallens eine Kugel in die Stirn schießen. Ich bedanke mich übrigens herzlich bei meinem Sohn, der mir seine Wehrmachtspistole zur Verfügung gestellt hat. Natürlich wollen wir nicht, dass seine Pistole nass wird; deshalb haben wir sie hier angebunden. Außerdem bedanke ich mich bei seinem Bataillonskommandeur, der ihm für heute trotz der angespannten Lage freigegeben hat. Also, liebe Leute, passt bitte alle auf und filmt meinen Tod! Stellt das Video ins E-Netz, damit auch andere etwas davon haben! Heute ist wirklich ein schöner Tag zum Sterben. Es lebe das heilige Deutschland! Heil Schiring!« Herr Roschmann legte das

Mikrofon hinter sich. Er spannte den Hahn der Pistole und drückte sich ihren Lauf vor die Stirn. Den Abzug wollte er mit dem Daumen der rechten Hand betätigen. Der 65-Jährige begab sich an die Kante des Sprungbrettes. Er ließ sich nach vorne kippen und in dem Augenblick, in dem sich seine Körperachse parallel zur unter ihm liegenden Wasserfläche befand, drückte er ab. Kaum hatte es geknallt, da plumpste sein Körper nach einer Sekunde schon in das Wasser, das von Schlieren seines Blutes durchwabert wurde. Die an der Schnur befestigte Pistole baumelte wie ein Pendel hin und her. Ein Raunen ging durchs Publikum und kurze Zeit später fingen alle Anwesenden außer mir zu jubeln an. Klatschend und wild durcheinanderschreiend spendete man frenetisch Applaus.

»Klatsch in die Hände«, forderte mich Julia flüsternd auf, »sonst merken die was.«

Ich folgte ihrer Anweisung widerwillig und flüsterte zurück: »Das ist wirklich grauenhaft.« Verstört beobachtete ich, wie nun ein mit Peter angesprochener Mann mit einer Harke den leblos auf dem Wasser treibenden Apotheker an den Rand des Schwimmbeckens zog. Offensichtlich handelte es sich um Roschmanns Sohn. Das makabre Schauspiel war noch längst nicht vorbei, denn nachdem man mit vereinten Kräften Herrn Roschmann aus dem Pool herausgehoben hatte, wuchtete man ihn auf die Wiese, wo ein Arzt mithilfe eines elektronischen Diagnosegerätes den Tod verkündete. Um den Toten herum versammelten sich immer mehr Gäste. Einige grölten dabei unverständliche Wortfetzen. Roschmanns Sohn und zwei weitere Männer trugen den Verstorbenen schließlich zum Sarg, in den man ihn hineinlegte. Nachdem Frau Roschmann und ihre zwei erwachsenen Kinder noch einmal einen Blick auf den Toten geworfen hatten, verschloss man den Sarg mit dem bereitliegenden Deckel. Anschließend trug man ihn durchs Gartentor auf die Straße zum Leichenwagen, der nach dem raschen Beladen schnell davonbrauste. »Was geschieht jetzt mit ihm?«, fragte ich Julia. »Gehen gleich alle zur Beerdigung?«

Sie antwortete: »Er wird zum Krematorium gefahren.«

»Wie?«, wunderte ich mich. »Gibt es keine Trauerfeier mehr? Warum fahren die Leute nicht mit zum Krematorium?«

Etwas genervt erklärte sie: »Das wird schon ewig nicht mehr gemacht. Die Abschiedsfeier heißt Abschiedsfeier, weil dort endgültig Abschied genommen wird. Herr Roschmann wird jetzt ins Krematorium gefahren und unverzüglich verbrannt.«

»Und was ist mit Beerdigungen?«, fragte ich.

Julia erwiderte leise: »Normale Menschen werden schon seit Ewigkeiten nicht mehr unter die Erde gebracht. Nur hochgestellte Persönlichkeiten wie zum Beispiel Helden des deutschen Volkes bekommen ein Grab. Wir Normalsterblichen werden alle eingäschert. Allgemeine Friedhöfe sind vor 30 Jahren nahezu vollständig abgeschafft worden. Ich frage mich ernsthaft, wo du dich in den letzten Jahrzehnten aufgehalten hast. Das kann doch nicht in Deutschland gewesen sein. Ich weiß wirklich nicht, ob ich dir das mit dem Gedächtnisverlust überhaupt noch abnehmen soll. Irgendwie habe ich den Eindruck, dass du dich sehr wohl erinnern kannst, aber komischerweise an Dinge, die eigentlich nicht geschehen sein können. Es kommt mir so vor, als kämest du aus einer fremden Welt.«

Darauf erwiderte ich nichts. Der Zeitpunkt, die Wahrheit zu sagen, war noch nicht gekommen. So stand ich weiterhin verduzt mit Julia in Roschmanns Garten und beobachtete das mir unwirklich vorkommende Treiben. Obwohl gerade ein Mensch gestorben war, zeigte sich niemand betroffen. Von Trauer konnte keine Rede sein. Im Gegenteil – die Leute feierten fröhlich. Was geschehen war, entsprach der Normalität. Ein geplanter Tod schockierte niemanden. Man konnte sich schließlich jahrelang darauf vorbereiten. Wer beispielsweise am 10.

Juni 2013 geboren wurde, dessen Lebensuhr würde, falls es keine Gesetzesänderungen mehr geben würde, am 10. Juni 2078 ablaufen. Keine älteren Senioren mehr, keine Pflegebedürftigen mehr, keine Renten mehr – durch Schirings perfides System sparte der Staat Milliarden Reichsmark. Weil mich das Ganze anwiderte, schlug ich Julia nach einigen Minuten des Schweigens vor, so schnell wie möglich diesen Ort des Zynismus zu verlassen. Wir verabschiedeten uns von unseren Gastgebern, taten so, als hätte die grausige Darbietung Roschmanns Gefallen bei uns hervorgerufen. Seine Witwe gab uns als Geschenk freundlicherweise noch Hustenbonbons mit auf den Heimweg. Der nächste Herbst komme bestimmt, sagte sie. Ich atmete auf, nachdem wir endlich das Grundstück verlassen hatten.

Gegen 15:00 Uhr trafen wir in der Kellerwohnung ein, wo wir es uns gemütlich machten. Ich saß wieder auf dem Sofa, auf dem ich die Nacht zuvor verbracht hatte. Voller Sorgen guckte ich mir meine Zeitmaschine an. Julia ließ den Fernsehapparat ausgeschaltet. Offensichtlich wollte sie nicht wissen, was bald geschehen würde. Wir warteten beide sehnsuchtsvoll auf Richard, der erfreulicherweise schon um 17:45 Uhr kam. »Stell dir vor«, begrüßte ihn Julia, »unser Gast hat heute Heinrich Simmek erkannt! Wir waren heute nämlich zufälligerweise Zeugen bei der Abschiedsfeier von Apotheker Roschmann. Simmek war auch da.«

»Das ist ja ein Ding«, sagte Richard überrascht. »Ich wusste gar nicht, dass er schon 65 ist. Wieso hat das schon so früh stattgefunden? Solche Feiern sind doch immer erst abends.«

»Wahrscheinlich«, vermutete meine Gastgeberin, »liegt das daran, dass heute Abend keiner mehr Zeit hat. Die Feier wurde bestimmt vorverlegt, weil heute Abend die Berichterstattung über Schirings Entscheidung kommt.«

»So wird es wohl sein«, antwortete Richard und gab mir das, worauf ich so lange gewartet hatte: einen elektrischen Widerstand. Dieser war allerdings zu groß. Seine Länge betrug ungefähr zweieinhalb Zentimeter und seine Breite drei viertel Zentimeter. Der Wert des grauen Widerstands wurde nicht in Farbringen angegeben, sondern war praktischerweise draufgeschrieben worden. Es waren tatsächlich 56 Kiloohm.

»Vielen Dank«, sagte ich zu ihm, »den kann ich ja an ein Kraftwerk anschließen – so groß ist er. Ich werde es schon irgendwie schaffen, ihn in mein Mobiltelefon einzulöten.« Nachdem mir Richard einen LötKolben überreicht hatte, entfernte ich den defekten 56-Kiloohm-Widerstand und lötete anschließend den neuen Widerstand ein. Wegen der Übergröße des Widerstands war es mir aber nicht möglich, die beiden Gehäuseabdeckungen zusammenzuschrauben, weil die Schrauben zu kurz waren. Als er bemerkt hatte, dass ich mit technischen Schwierigkeiten kämpfte, übergab mir Richard liebenswürdigerweise einen ausgedienten Kfz-Verbandskasten, in dem sich allerlei Werkzeuge befand. Ich kramte zwei Kabelbinder heraus, mit denen ich die Zeitmaschine notdürftig verschnürte. Wegen der nicht zu übersehenden Lücke war eine Bedienung allerdings unmöglich; die an der oberen Gehäuseabdeckung angebrachten Tasten konnten nicht weit genug gedrückt werden. Verzweifelt werkelte ich an meiner Erfindung herum und versuchte mit den mir zur Verfügung stehenden Mitteln alles Mögliche, doch es gelang mir einfach nicht, elektrischen Kontakt herzustellen. Ich konnte mein Zeitmaschinenhandy nicht einschalten. Im Eifer des Gefechts bemerkte ich gar nicht, wie schnell die Zeit verging. Ungefähr um 18:30 Uhr wurde durch Richards Kommando »Fernseher ein!« der Fernseher eingeschaltet. Ich legte meine Zeitmaschine auf den Tisch, denn wie mein Gastgeber wollte ich jetzt unbedingt wissen, wie sich die Hawaiiikrise entwickelt hatte.

Ein Nachrichtensprecher teilte mit, dass sich die Führerin mittlerweile von ihrer Sommerresidenz in Breslau zu ihrem Gefechtsstand in Schiringopolis-Treptow begeben habe, um gleich eine Stellungnahme abzugeben. Gezeigt wurde der karge Innenhof einer Bunkeranlage.

Hinten befand sich ein vielleicht 20 Meter hoher Bunker, an dessen Mitte eine Art Schacht angebracht war. Links und rechts davon hing jeweils eine riesige Reichsfahne, vor der jeweils ein Wachsoldat mit Gewehr stand. Am linken und rechten Bildrand sah man Betonwände rechtwinklig auf das hintere Bunkergebäude zulaufen. Vor den beiden Wachsoldaten saßen auf Stühlen jeweils ungefähr zehn Musiker eines kleinen Orchesters. Aus dem Rückraum der Kamera marschierten nun zackig Soldatinnen und Soldaten der Sonderbrigade ins Bild. Einige von ihnen trugen Standarten, auf denen goldene Reichsadler angebracht waren. Darunter war auf der Rückseite der Schriftzug »NFPD« zu lesen. Die Soldatinnen zogen nach rechts und die männlichen Soldaten nach links. Die Frauen- und die Männerkompanie bezogen in Dreierreihen an den am Bildrand liegenden Wänden Stellung. An jeder nun zu sehenden Vorderseite der Standarten prangte der Name der Führerin. Wahrscheinlich gehörten diese Kompanien zu Schirings Leibstandarte. In der Mitte des Hofes war ein Rednerpult aufgebaut worden. Langsam füllte sich der Ort mit Menschen, die sich in gebührendem Abstand vor dem Pult versammelten. Links und rechts dahinter stellten sich insgesamt um die 15 Personen auf; vermutlich handelte es sich um die ranghöchsten Politiker des NF-Staates. Offensichtlich sollte gleich ein weltbewegender Auftritt der Diktatorin inszeniert werden. Der nicht zu sehende Sprecher verkündete das unmittelbar bevorstehende Auftauchen von Silwana Schiring: »Guten Abend, meine Damen und Herren, liebe Kinder, die Führerin wird in wenigen Augenblicken ihre weise Entscheidung verkünden.« Mit Pauken, Trompeten und anderen Instrumenten begann das Orchester kurz darauf, die Sonnenaufgangseinleitung von Richard Strauss' Tondichtung »Also sprach Zarathustra« zu spielen. Plötzlich ging ein Raunen durchs Publikum – ganz oben am Bunker tauchte wie aus dem Nichts die Vorsitzende der Nationalfeschistischen Partei Deutschlands auf. Zunächst sah man nur ihren Kopf, dann ihren Oberkörper. Als sie noch näher nach vorne gekommen war, konnte man erkennen, dass sie auf einem riesengroßen, schwarzen Pferd saß. In ihrer linken Hand hielt sie einen länglichen Gegenstand. Sie ritt langsam auf eine Plattform, die sich oben am Schacht befand. Jetzt begriff ich es – es handelte sich um einen Aufzug. Langsam fuhr sie nun nach unten. In der Mitte angekommen reckte sie ihren rechten Arm mit geballter Faust dem Betrachter entgegen. Alle Anwesenden mit Ausnahme der Musiker und Soldaten taten ihr es gleich. Als die Führerin unten angekommen war und Strauss' Eröffnungstakte dem Höhepunkt zustrebten, erstrahlten plötzlich Hunderte von Glühbirnen, die an einem Metallring mit einem Durchmesser von ungefähr zweieinhalb Metern befestigt waren. Sie ritt durch diesen leuchtenden Ring hindurch und über eine kleine Rampe auf den betonierten Untergrund des Hofes. Jetzt übergab sie den länglichen Gegenstand ihrer rechten Hand und hielt ihn parallel zum Boden und rechtwinklig zur Körperachse des Pferdes demonstrativ vor sich.

Aufgeregt fragte ich: »Was hat sie da in der Hand?«

»Das ist die Heilige Lanze«, antwortete mir Richard.

»Hab ich mir fast gedacht«, erklärte ich höhnisch. »Die Führerin lässt wohl nichts unversucht.« Offensichtlich sollte die Heilige Lanze, die der Wiener Schatzkammer entnommen worden war, der herrschsüchtigen Despotin uneingeschränkte Macht und Unbesiegbarkeit verleihen. Nachdem die Massenmörderin bis auf circa zehn Meter an das Pult herangeritten war, stieg sie vom Pferd, das sie einem Soldaten anvertraute. Während die Musiker die letzten Töne erklingen ließen, übergab sie die Heilige Lanze einer Soldatin. Die ästhetizistische Diktatorin schritt durch die Gasse ihrer hinter dem Pult Spalier stehenden Entourage. Die Kamera zeigte nun die angeblich schönste Frau aller Zeiten erstmals in voller Größe. Sie trug einen gut sitzenden Frauen-Waffenrock der Wehrmacht, schwarze Reitstiefel bis zu den Knien und am Hals ein Eisernes Kreuz. Diese ganze martialisch-pathetisch-theatralische Darbietung widerte mich an.

Was ich mir dort ansehen musste, war für mich kaum zu ertragen. Sie lief ein paar Stufen einer kleinen, nicht zu sehenden Treppe hinauf und stand nun hinter dem Rednerpult, wo sie das jubelnde Publikum zur Ruhe aufforderte. Getreu dem Motto »Quod licet Iovi, non licet bovi« begann sie ihre Rede mit einem Zitat von Schiller: »Liebe Volksgenossinnen und -genossen, es kann der Frömmste nicht in Frieden leben, wenn es dem bösen Nachbarn nicht gefällt! Heute Nachmittag ist das Deutsche Reich ohne Kriegserklärung in heimtückischer Weise angegriffen worden. Um 16:31 Uhr wurde eine Langstreckenrakete, die von Boston gestartet war, unmittelbar vor der amerikanischen Ostküste von einer unserer Weltraumabwehrraketen vernichtet. Um 16:48 Uhr wurde eine Langstreckenrakete aus Russland, um 16:54 Uhr eine Rakete aus China abgefangen und zerstört. Amerikaner, Russen und Chinesen haben uns somit eindeutig völkerrechtswidrig angegriffen. Seitdem versucht das Trio des Bösen, das Deutsche Reich pausenlos mit nuklearen Langstrecken- und Mittelstreckenraketen zu beschießen. Die Amerikaner haben versucht, die Adonis zu versenken, doch sie sind kläglich gescheitert. Wir unsererseits haben versucht, mit den Aggressoren Kontakt aufzunehmen, doch jeder diplomatische Versuch, den Weltfrieden zu bewahren, ist von unseren skrupellosen Gegnern im Keim erstickt worden. Unsere Feinde haben die Auslöschung unserer Nation beschlossen. Unsere Feinde haben somit alle Chancen verspielt. Schon seit Jahren versuchen diese Mächte der Dekadenz, unsere Lebensweise, unsere tiefsten Überzeugungen, ja unsere wundervolle Philosophie der Schönheit, Gesundheit und Jugendhaftigkeit infrage zu stellen und zu bekämpfen, wo sie nur können. Sie wollen nicht mit uns zusammenarbeiten, um eine bessere Welt zu erschaffen. Eine Welt, in der nur Schönheit, Gesundheit, Jugendhaftigkeit, Hygiene, Intelligenz und Leistung zählen. Unsere Feinde wollen trotz unserer Proteste und Warnungen weiterhin die Natur ausbeuten und zerstören. Unsere Feinde sind schwächliche, zerstrittene Demokraten, gewissenlose Plutokraten und Oligarchen, die nicht einen gerechten Gott anbeten, sondern ausschließlich im Kapital und Geld ihren Götzen sehen. Sie wollen das Gegenteil von dem, was wir wollen. Mit ihrem uneingeschränkten Kapitalismus machen sie die Welt hässlicher und hässlicher. Wir hingegen sind diejenigen, die dazu auserkoren wurden, die Welt zu enthässlichen. Wir haben bewiesen, dass wir dazu imstande sind. Unser Land ist die einzige Industrienation, die es geschafft hat, das Energieproblem zu lösen. Unser Land ist die einzige Industrienation mit einer Arbeitslosenquote von exakt 0,0. Und ausgerechnet unsere Feinde, die nichts dergleichen vorzuweisen haben, wollen uns aufdiktieren, wie wir zu leben haben. Moralisch haben sie uns nichts entgegenzusetzen. Wir allein sind die Elite der Welt. Unsere Feinde wollen uns nicht deshalb vernichten, weil wir so schlecht sind. Sie wollen uns vernichten, weil wir so gut sind. Sie sind vom Neid zerfressen und wollen uns, das stärkste Volk der Welt, auf ihr erbärmlich niedriges Niveau herunterziehen. Sollen wir uns etwa weiterhin Vorschriften machen lassen von den kriegslüsternden Amerikanern? Von einem Volk, wo jeder zweite Bürger seinen Körper zur Seite drehen muss, um eine normale deutsche Tür durchschreiten zu können? Sollen wir uns Vorschriften machen lassen von ständig betrunkenen, streitsüchtigen Russen, die morgens zum Frühstück Wodka trinken, die zum Mittagessen Wodka trinken und die zum Abendbrot Wodka trinken? Sollen wir uns Vorschriften machen lassen von unberechenbaren Chinesen, die Hunde essen und außerhalb ihrer Wohnungen Gasmasken tragen müssen? Sollen wir uns Vorschriften machen lassen von Ländern, in denen die Arbeitslosenquote horrende Werte erreicht hat? In denen Altersarmut und Pflegenotstand herrschen? Sollen wir uns von solchen lasterhaften und unfähigen Völkern Vorschriften machen lassen? Ich sage Nein, Nein und nochmals Nein! Das Maß ist endgültig voll. Jetzt ist die Zeit gekommen, um zu kämpfen. Jetzt ist die Zeit gekommen, um endlich mit unseren Feinden abzurechnen. Der feige Angriff auf das

Deutsche Reich hat endgültig gezeigt, wie verkommen das Trio des Bösen ist. Viele Schwache haben sich zusammengetan, um uns wenige Starke zu vernichten, doch wir werden ihnen zuvorkommen. Ja, wir haben schon lang damit gerechnet, dass der Tag kommen würde, an dem wir uns verteidigen müssen. Und dieser Tag ist heute. Heute ist der Tag der Entscheidung. Heute ist der Tag, an dem wir den Grundstein für den größten Sieg aller Zeiten legen werden. Wir werden unnachgiebig sein, wie es noch nie ein Volk gewesen ist. Wir werden kämpfen, wie es noch nie ein Volk getan hat. Und wir werden siegen, wie noch nie ein Volk gesiegt hat. Außerdem ist es unsere heilige Pflicht, die Niederlage von 1918 zu revidieren. Ich trage heute das Eiserne Kreuz meines Großvaters, der als junger Soldat im Großen Krieg an der Seite von Millionen deutscher Soldaten ehrenvoll gekämpft hat. Unser glorreiches deutsches Heer hätte siegen müssen. Dass dies nicht geschah, lag am schamlosen Verrat der Italiener, an der unangebrachten Einmischung der US-Amerikaner und an den treulosen und unvernünftigen Novemberverbrechern. Seit 95 Jahren bedrückt uns Deutsche dieses Trauma der Schande. Nicht umsonst wurde ›Versailles‹ im Jahre 2000 zum Unwort des 20. Jahrhunderts gewählt. Jetzt ist der Zeitpunkt gekommen, um es all denjenigen Völkern heimzuzahlen, die uns damals in menschenverachtender Weise gedemütigt haben. All diese Völker haben aber letztendlich einen Fehler gemacht: Obwohl sie es zweifellos wollten, haben sie es nicht geschafft, das deutsche Volk vollständig auszurotten. Dieser Fehler wird ihnen nun bald zum Verhängnis werden. Ja, sie haben es nicht verhindern können, dass das Deutsche Reich heute, also fast 100 Jahre später, die stärkste und mächtigste Nation der Welt ist. Dafür haben schließlich mein Großvater und auch meine Mutter gesorgt. Und ich, die Führerin des Deutschen Reiches, werde dafür sorgen, dass es so bleibt. Heute werden wir damit beginnen, das Werk unseres über alles geliebten Reichsprotectors Arthur Schiring zu vollenden. Noch vor der Sommersonnenwende können wir den triumphalsten Sieg aller Zeiten errungen haben. Bald wird es nur noch eine einzige Sprache in der Welt geben: nämlich einzig und allein unsere geliebte deutsche Sprache. Volksgenossinnen und -genossen! Ich brauche eure Hilfe. Ich brauche die Hilfe jeder deutschen Frau und jedes deutschen Mannes. Wo immer ihr auch seid, ob nun in Hamburg oder Wien, ob nun in Köln oder Breslau – ihr alle könnt heute damit beginnen, einen Beitrag zum Sieg zu leisten. Ab heute müssen mehr als jemals zuvor alle 117 Millionen Deutschen Seite an Seite in geschlossenen Reihen stehen, um den hinterhältigen, niederträchtigen, feigen und teuflischen Anschlägen unserer Feinde standzuhalten. Der 10. Juni 2013 ist nicht nur der Schicksalstag der Deutschen, sondern auch derjenige der gesamten Menschheit. Heute wird sich herausstellen, wer dazu berufen ist, uneingeschränkt über die Welt zu herrschen. Das Motto lautet ab sofort: Entweder die oder wir. Ich entscheide mich für uns.« Die Führerin machte eine kurze Pause. Nach einigen Sekunden schrie sie: »Ich frage euch nun: Wollt ihr den vollkommenen Sieg? Einen Sieg, wie er vollkommener nicht sein kann? Einen Sieg, den das ab heute zu schreibende Ruhmesblatt noch in 1000 Jahren unseren dankbaren deutschen Nachfahren verkünden wird?«

Das begeisterte Publikum antwortete mit einem lang gezogenen Ja.

Nach einer Minute des grenzenlosen Jubels verkündete Silwana Schiring: »Hiermit erkläre ich den USA, Russland und China den uneingeschränkten Krieg zu Lande, zu Wasser, in der Luft und im Weltraum. Außerdem erkläre ich allen Nationen den Krieg, die in irgendeiner Weise mit dem Trio des Bösen verbündet oder freundschaftlich verbunden sind oder mit diesem geschäftliche Beziehungen unterhalten. Noch haben wir keinen Schuss abgegeben, aber dies wird sich in Kürze ändern.« Die skrupellose Herrscherin, die sich in Rage geredet hatte, blickte nach rechts zu Verteidigungsminister Dr. Hans-Joachim Bökelmann. Jetzt konnte man erkennen, dass

ihr blonder Zopf tatsächlich länger war als 40 Zentimeter. »Herr Dr. Bökelmann«, sprach sie zu ihm, »den Abschusskoffer!«

»Sehr gern, meine Führerin«, antwortete der Minister unterwürfig und überreichte ihr einen kleinen, silbernen Koffer.

Schiring fummelte etwas ungeschickt an ihrer linken Hemdtasche herum und kramte einen kleinen Schlüssel heraus. Sie öffnete den Koffer, dem sie eine Fernbedienung entnahm. Verteidigungsminister Dr. Bökelmann half ihr dabei, eine Antenne herauszuziehen. Die Diktatorin steckte den Schlüssel in ein an der Fernbedienung befindliches Schloss und drehte ihn herum, woraufhin eine rote Leuchtdiode zu blinken begann. Offensichtlich war soeben eine Fernsteuerung zum Abschuss diverser Raketen scharf geschaltet worden. Um genau 19:19 Uhr drückte die Führerin den Knopf. »Unsere Feinde haben es nicht anders gewollt«, rief sie ins Publikum, das ihr für ihre Rede mit tobendem Applaus dankte. Nachdem sich nach einigen Minuten der Beifallssturm gelegt hatte, wurde das Orchester angewiesen, die deutsche Nationalhymne zu spielen. Das Publikum und Schirings Paladine sangen die ersten beiden Strophen des Lieds der Deutschen, während sie mit eiserner Miene unbeweglich dastand wie eine Schaufensterpuppe. Ihre linke Faust lag auf ihrer linken Brust, ihre rechte Faust streckte sie den Fernsehzuschauern entgegen.

Ich befand mich nun seit über 25 Stunden in diesem Deutschland des Schreckens. Anstatt eine lebenswerte Zukunft vorzufinden, hatte ich gerade die hirnverbrannte, klischeeverseuchte Rede der sogenannten Führerin vernommen. Der Zweite Weltkrieg, den ich unbedingt hatte verhindern wollen, war dennoch soeben ausgebrochen. Und als ob das alles noch nicht schlimm genug gewesen wäre, setzte das Schicksal noch einen obendrauf, denn plötzlich setzte an Prackmanns Haustür Sturmklinglein ein.

»Wer klingelt denn ausgerechnet jetzt?«, wunderte sich Richard. »Das kann doch gar nicht wahr sein!«

»Im Namen der Führerin!«, rief nun eine Person mit unbekannter Stimme von draußen. »Sofort öffnen – Gereipo!«

»Um Gottes willen«, sagte Julia, die sich erhoben hatte, »was können die bloß wollen?«

»Keine Ahnung«, antwortete ihr Mann und begab sich zur Wohnungstür.

Nervös flüsterte Julia: »Schnell, versteck dich wieder hinter den Stühlen am Esstisch.« Ich kam dieser Aufforderung sofort nach, und nachdem Richard die Tür geöffnet hatte, betraten zwei Gereipomänner und Häuserblockwart Schampinski das Wohnzimmer.

»Heil Schiring!«, rief der eine Beamte und fügte streng hinzu: »Herr Prackmann, weißt du, was ich hier habe?« Er zeigte einen Stoffbeutel und eine alte Müslischachtel.

Richard gab sich überrascht und stotterte: »Eine Pappschachtel? Was soll das?«

»Das werd ich dir gleich sagen«, sprach der andere Beamte. »In dieser Pappschachtel befinden sich mindestens 50 Zigarettenstummel. Wir haben diese Schachtel gerade in deiner Garage gefunden, Volksgenosse Prackmann. Was sagst du dazu?«

»Keine Ahnung«, verteidigte sich der Angesprochene. »Ich weiß nicht, wie sie dahin gekommen ist.«

Jetzt mischte sich Schampinski ein: »Machen wir's kurz, Richard! Ich habe um ungefähr 17:35 Uhr beobachtet, wie du in eurer Garage eine Zigarette geraucht hast. Ich habe es genau gesehen. Schon seit einiger Zeit habe ich das Gefühl, dass da irgendjemand im Hinterhof heimlich raucht. Du musst nämlich wissen, dass ich eine empfindliche Nase habe. Ich bin außerdem geschult worden, solche Gerüche zu identifizieren. In den letzten Tagen habe ich mich auf die Lauer gelegt. Du hast den Stummel von der Zigarette, die du heute geraucht hast, auch in

diese Müllschachtel da geworfen. Ich habe das alles durch eine Ritze eures Garagentors mit eigenen Augen gesehen. Danach hast du dir sogar die Zähne geputzt. In der Garage – so etwas habe ich noch nie gesehen! Nachdem ich eure Garage mit meinem Generalschlüssel geöffnet habe, habe ich die Beweisstücke sichergestellt. Du bist ein Gesundheitsverbrecher. Du bist überführt, Richard. Da beißt die Maus keinen Faden ab. Den Beutel da habe ich übrigens auch in eurer Garage gefunden. Da ist ein illegales Wanzenortungsgerät drin. Ein anständiger Deutscher, der nichts zu verbergen hat, besitzt so etwas nicht. Ich wette, du hast noch weitaus mehr Dreck am Stecken.«

»Leugnen ist zwecklos!«, sagte einer der beiden Beamten. »Du bist verhaftet, Herr Prackmann. Wir müssen dich mitnehmen.«

Als man dem schockierten Richard die Hände unsanft hinter den Rücken legte, um ihm Handschellen anzulegen, wurde Julia leicht hysterisch und stammelte: »Das muss ein Missverständnis sein. Mein Mann raucht doch nicht. Sag mir, dass das nicht wahr ist, Richard!«

Der mittlerweile Gefesselte jedoch gab klein bei: »Doch, Julia, es ist wahr. Nach Feierabend muss ich halt eine rauchen. In der letzten Zeit haben die Strapazen in der Waffenfabrik zugenommen. Ich konnte halt nicht mehr anders. Es tut mir leid.«

»Aha«, freute sich Häuserblockwart Schampinski, »ein Geständnis! Das macht es dem Richter und Henker leichter. Glaub ja nicht, dass du davonkommst, nur weil du Jude bist.«

»Immer mit der Ruhe«, bemerkte der Beamte mit der Müllschachtel, »wir müssen das Ganze erst untersuchen und protokollieren. Die Indizien sind aber erdrückend. Wenn es nur diese eine Zigarette gewesen wäre, aber in der Schachtel hier sind zig Kippen drin. Wenn sich herausstellt, dass sich an allen seine DNA-Spuren befinden, sieht es wirklich düster aus. Dann kann man kein Auge mehr zudrücken.«

Der andere Beamte zeigte jetzt etwas Mitleid und munterte den in flagranti ertappten Sünder auf: »Normalerweise wirst du gehängt für dieses abscheuliche Verbrechen. Es könnte aber sein, dass du Bewährung kriegst und für nur 20 Jahre Zwangsarbeit leisten musst. Ich weiß, dass so etwas für die Zeit nach dem großen Sieg geplant ist. Schon in Kürze werden Leichenräumkommandos mit ihrer Arbeit beginnen. Vielleicht gibt es auch irgendwann eine Amnestie. Nach dem Sieg wird die Führerin sicherlich großzügig sein. Sie ist schließlich keine Unfrau.«

Richard wurde nun aus der Wohnung geführt und stand schon im Kellertreppenschacht. »Es tut mir so schrecklich leid«, heulte er ein paarmal. Als Julia hinterherrennen wollte, wurde sie von den Gereipobeamten zurückgehalten. Man teilte ihr mit, dass sie nun in der Wohnung bleiben müsse, anderenfalls könne sie wegen Widerstands gegen die Staatsgewalt angeklagt werden. Man werde sie rechtzeitig über das Urteil in Kenntnis setzen. Im Übrigen mache die Arbeit gerade an diesem Tag nicht besonders viel Spaß und man beneide all die Volksgenossen, die nun gemütlich vor dem Fernseher saßen, um den größten Sieg aller Zeiten mitzuerleben.

Der euphorisierte Häuserblockwart bemerkte zum Schluss noch: »Ich wusste doch, dass mit euch etwas nicht stimmt. Ich hab's immer geahnt, dass ihr Verbrecher seid. Heil Schiring!«

Dass die verzweifelt zurückgelassene Julia den Gruß nicht erwiderte, wurde ihr nicht zur Last gelegt. Sie stand verstört im Wohnzimmer und beobachtete, wie die Haustür zugezogen wurde. Ich rannte sofort aus meinem Versteck. »Wo bringen sie ihn hin?«, fragte ich.

Julia jedoch ging nicht darauf ein und schluchzte: »Warum hat er mir das nur angetan? Warum nur?«

»Aber Julia«, sagte ich, »er hat dir gar nichts angetan. Es ist nicht Richards Schuld. Die Schiringisten sind schuld. Die Führerin ist schuld. Sie ist wahnsinnig. Eine Verbrecherin ist sie.«



Meine Gastgeberin jedoch argumentierte: »Aber Richard wusste doch, dass es verboten ist.«

»Unsinn«, erwiderte ich, »solche Gesetze sind menschenverachtend. Das ganze feschistische Regime ist menschenverachtend. Es ist nicht Richards Schuld. Ganz bestimmt nicht.«

»Was soll ich jetzt machen?«, fragte Julia. »Auf das Todesurteil warten? Auf eine Urne mit Richards Asche?«

Ich fühlte mich für alles, was seit dem 24. Juli 1911 geschehen war, verantwortlich. Daher wollte ich Julia helfen. Aber wie? Ein Akt der Gewalt hatte alles ausgelöst. Gab es auch jetzt nur noch die Option auf Gewalt? Ich wusste mir und ihr nicht anders zu helfen und machte ihr – im Nachhinein betrachtet – einen fragwürdigen Vorschlag: »Ich habe eine Waffe in meiner Arbeitstasche – damit können wir Richard befreien.« Ich holte die Beretta aus der Tasche und legte sie demonstrativ auf den Wohnzimmertisch.

»Bist du wahnsinnig?«, fragte sie und fügte hinzu: »Warum hast du eine Waffe? Was willst du damit? Glaubst du im Ernst, dass eine einzige Pistole irgendetwas ändern oder verhindern kann?«

»Ja«, antwortete ich, »das glaube ich.« Sie jedoch wusste nicht, was ich meinte. Ich versuchte, es ihr zu erläutern: »Es kommt darauf an, wann man eine Waffe abfeuert. Wenn es rechtzeitig geschieht, kann man sehr viel erreichen.« Dass die Verhinderung von Schlechtem etwas noch Schlechteres hervorbringen kann, verschwieg ich ihr.

Sie sagte: »Wenn wir die Waffe einsetzen, wird es Verletzte oder Tote geben. Du weißt doch ganz genau, dass Nafis nicht mit sich handeln lassen. Menschenleben bedeuten ihnen nicht viel. Ich bin nicht dazu bereit, Gewalt auszuüben.«

»Du hast recht«, pflichtete ich ihr bei, »Gewalt ist in den allermeisten Fällen keine Lösung. Ich habe die Waffe nur zur Selbstverteidigung.« Da ich nicht in der Lage war, irgendetwas Hilfreiches für Julia zu tun, lenkte ich meine Aufmerksamkeit wieder auf den Fernsehapparat, der unablässig vor sich hin flimmerte. Der Zweite Weltkrieg, der angeblich von den Feinden des Deutschen Reiches begonnen worden war, spitzte sich immer weiter zu. Die Führerin war nicht mehr zu sehen, sie befand sich offenbar längst im Inneren ihres Gefechtsbunkers in Berlin-Treptow. Um 19:45 Uhr kam der Wehrmachtsbericht: »Das Oberkommando der Wehrmacht gibt bekannt: In unerschütterlichem Glauben an den Sieg leitet die Führerin den größten militärischen Gegenangriff aller Zeiten. Ihr zur Seite stehen die besten Militäringenieure und Wehrmachtsstrategen, von denen einige schon unter Reichsführerin Fiona Schiring in vorbildlicher Waffenkameradschaft mit unermüdlichem Einsatz und soldatischem Heldenmut glorreiche und nie vergessene Siege für das deutsche Volk errungen haben. Unsere unbezwingbaren K5-Raketen haben in kürzester Zeit schon 14 % des US-amerikanischen Territoriums, 15 % des chinesischen Territoriums und 11 % des russischen Territoriums eingekältet. Unsere Feinde sind unserer technologischen Überlegenheit hilflos ausgesetzt, doch ihr Bereuen kommt zu spät. Tausende und Abertausende unserer K5-Raketen bringen ihnen auf ganzer Linie Tod und Verderben. Sie haben es sich selbst zuzuschreiben, sie haben es nicht anders gewollt.«

Unmittelbar danach kam eine Warnmeldung vom meteorologischen Institut. Der Wetterexperte Björn Zachelmann sprach: »Heil Schiring! Sehr geehrte Damen und Herren, bitte geht heute nicht mehr nach draußen, wenn es nicht unbedingt sein muss. Aufgrund der überall in der Welt explodierenden Kältebombensprengsätze kann es auch bei uns zu verheerenden Luftausgleichsströmungen kommen. Wir können die Windverhältnisse in den nächsten Stunden und Tagen leider nicht präzise vorhersagen, weil wir wegen militärischer Geheimhaltung nicht wissen, wo genau und wie viele Kälteraketen noch einschlagen werden. Wegen der enormen Energien, die dabei freigesetzt werden, kann es zu gewaltigen Temperatur- und

Luftdruckschwankungen kommen. Das bedeutet, dass auch im Deutschen Reich mit Wirbelstürmen und Tornados zu rechnen ist.«

Fassungslos saß ich auf dem Sofa und machte mir Gedanken. Julia hing verstört über einem Sessel und bekam anscheinend nichts mehr mit. Wenn ich alles richtig verstanden hatte, befand sich Nafideutschland gerade in einem Krieg mit praktisch der gesamten Welt. Und wenn ich die Technologie der Kältebombe richtig begriffen hatte, bestand Schirings Absicht nicht nur darin, ihre Feinde zu besiegen, sondern vielmehr darin, sie vollständig zu vernichten. Nach ihrem Willen sollten die USA, China, Russland sowie weitere Länder entvölkert werden. Milliarden Menschen sollten sterben. Übrig bleiben sollte nur Deutschland. Ich erlebte also gerade einen Krieg, der die Dimensionen des Weltkriegs von 1939 bis 1945 sogar noch bei Weitem übertraf. Wenn der Wehrmachtsbericht von eben stimmte und 15 % des chinesischen Territoriums bereits eingekältet worden waren, bedeutete dies unter Annahme einer gleichmäßig verteilten Bevölkerung von 1,3 Milliarden, dass circa 200 Millionen Chinesen in kürzester Zeit dem Wahn Schirings zum Opfer gefallen waren – und dies war erst der Anfang. Schon in den ersten Minuten des gerade begonnenen Weltkriegs waren in etwa fünfmal mehr Menschen getötet worden als im sechsjährigen Krieg von '39 bis '45.

Julia erhob sich nun aus dem Sessel. Sie rannte ratlos und verstört hin und her. »Womit haben wir das verdient?«, fragte sie. »Warum hat man uns das alles angetan? Erst unsere Tochter – und jetzt mein Mann.« Sie nahm nun das Führerinnenbild von der Wand und schleuderte es auf den Boden. Der dünne Holzrahmen brach auseinander, die Glasscheibe zersplitterte. Mit dem Gesicht nach oben lag nun das mit Glassplittern übersäte Konterfei der Massenmörderin auf dem Teppich.

»Julia«, begann ich zu sprechen, doch ich wurde von erneutem Klingeln an der Wohnungstür unterbrochen. Dass ich mich wieder hinter den Stühlen in der Esszimmernische verstecken sollte, brauchte mir Julia nicht mehr zu sagen, denn mittlerweile war mir das Michverstecken in Fleisch und Blut übergegangen.

Nachdem meine todunglückliche Gastgeberin die Tür geöffnet hatte, waren sowohl sie als auch ich wenig überrascht, denn wer sonst außer Schampinski sollte schon wieder etwas wollen? Er lief energischen Schrittes bis zur Mitte des Wohnzimmers und schimpfte: »Heil Schiring! Julia! Das mit deinem Mann musste gerade sein. Ich hoffe, dass du das einsiehst. Na ja, ich glaube eher nicht. Ist auch egal. Weißt du, ich habe gar keine Lust, jetzt schon wieder hier zu sein, denn ich würde natürlich viel lieber Nachrichten gucken. Ich habe aber gerade leider vergessen, mich nach den Reichsfahnen zu erkundigen. Sie hängen nämlich immer noch nicht an eurem Haus. In der Venusstraße ist dieses Haus das einzige, an dem keine Reichsfahnen hängen. Das einzige! Das kann ja wohl nicht wahr sein. Ihr solltet euch schämen. Und ausgerechnet heute, am größten Tag der deutschen Geschichte, ausgerechnet heute, wo der Stempel zum Sieg gesetzt wird, ausgerechnet heute hängen an diesem Haus keine Reichsfahnen. Ich habe wirklich die Schnauze voll von euch.« Der engagierte Häuserblockwart ging nun zu dem Esszimmerstuhl, über dessen Lehne Richard am Abend zuvor die vier Fahnen sorgfältig gelegt hatte. Glücklicherweise befand sich dieser Stuhl nicht an derselben Seite des Esstisches, hinter der ich mich verborgen hielt. Ich konnte Schampinski, der schätzungsweise nur noch zwei Meter von mir entfernt war, nicht mehr vollständig sehen, sondern nur noch seine Beine und Schuhe. Plötzlich fragte er: »Wieso liegen hier Glasscherben auf dem Boden?« Als keine Antwort kam, brüllte er: »Ist das etwa das Bild der Führerin? Wer hat das Bild der Führerin zerstört? Warst du das etwa, Julia? Dumme Frage – wer sonst außer dir soll es schon gewesen sein? Ich wusste doch, dass ihr Volksfeinde seid. Ich wusste es doch immer. Ich werde das melden.« Er entfernte sich wieder

vom Tisch und ging auf Julia zu, um sie noch mehr ins Gebet zu nehmen, doch auf einmal blieb er stehen. »Was ist *das* denn?«, rief er. »Wieso liegt denn da eine Pistole auf dem Tisch? Das wird ja immer schlimmer hier. Gestern lag da eine Brille, heute eine Pistole. Was hat das zu bedeuten?«

Bevor es ihm gelang, meine leichtsinnigerweise auf dem Wohnzimmertisch liegen gelassene Pistole an sich zu nehmen, war ihm Julia geistesgegenwärtig zugekommen. Offensichtlich kannte sie sich gut mit Waffen aus, denn ich hörte, wie sie die Beretta mit dem Daumen entsicherte. Sie richtete sie auf Schampinski und sprach: »Du wagst es, schon wieder hier anzutreten wegen der – Reichsfahnen? Wegen der Reichsfahnen? Erst lieferst du Richard ans Messer und dann sorgst du dich wegen der verdammten Fahnen? Weißt du, was du bist? Du bist wirklich das allergrößte, widerlichste Denunziantenschwein im ganzen Reich!«

»Bist du wahnsinnig?«, erwiderte er. »Ich tue nur meine Pflicht. Sei vernünftig und gib mir die Waffe! Los, gib sie mir!«

»Einen feuchten Kehricht werd ich«, sagte sie nun lauter. »Jetzt hab ich dich da, wo ich dich immer haben wollte, du verdammtes Nafischwein! Du glaubst doch wohl nicht im Ernst, dass du hier wieder lebend rauskommst nach allem, was du uns angetan hast.«

Jetzt wurde es brenzlig – Julia hatte tatsächlich vor, Schampinski zu erschießen. Ich gab mein Versteck auf und lief ins Wohnzimmer. »Julia«, sagte ich, »lass das. Das bringt doch nichts.«

Der Häuserblockwart bekam einen leichten Schreck, als er mich plötzlich wie aus dem Nichts auftauchen sah. »Wer ist *das* denn?«, fragte er verduzt. »Was ist denn *das* für ein Vogel?« Als einige Sekunden lang niemand etwas von sich gab, sprach er weiter: »Ein Spion, nicht wahr? Ihr beherbergt hier also Spione und Reichsfeinde. So wie der da sieht doch kein richtiger Deutscher aus. Der Abschaum der Menschheit versammelt sich wohl ständig in eurer Wohnung, nicht wahr? Ich wusste doch, dass ihr Verbrecher seid. Na ja, deinen Mann haben sie schon eingesperrt. Jetzt bist du ebenfalls dran, Julia. Und dieser komische Vogel da auch, wer auch immer das sein mag. Los, gib mir die Waffe!«

»Nein«, schrie Julia, »niemals! Du bist derjenige, der jetzt dran ist!« Was ich befürchtet hatte, geschah: Nachdem sie »Heil Schiring!« gerufen hatte, feuerte sie eine Kugel auf Schampinski ab. Aus dieser kurzen Distanz konnte sie gar nicht danebenschießen. Sie hörte mit dem Schießen nicht auf – war offensichtlich auf den Geschmack gekommen – und rief vor jedem weiteren Schuss: »Heil Schiring!«

Nach ein paar Sekunden sagte ich: »Du kannst aufhören – er ist tot.« Der Mann lag längst am Boden und rührte sich nicht mehr. Sie ließ die leer geschossene Waffe fallen. Neunmal hatte sie geschossen und getroffen. »So viel zum Thema ›Keine Gewalt‹«, bemerkte ich zynisch. Ich hob die Beretta vom Boden auf, entfernte das leere Magazin und holte aus meiner Arbeitstasche das Ersatzmagazin, mit dem ich die Waffe erneut lud. Irgendwie hatte ich das ungute Gefühl, dass es noch zu weiteren Schießereien kommen würde. Ich verstaute die Pistole mitsamt dem leeren Magazin in der Arbeitstasche. »Was nun?«, fragte ich. »Was sollen wir jetzt tun? Du hast jemanden erschossen. Dafür kriegst du die Todesstrafe, wenn sie dich erwischen.«

»Ist mir egal«, sagte Julia lapidar.

Als ich die noch offene Wohnungstür schließen wollte, betrat plötzlich eine weitere Person Prackmanns Wohnung. Es handelte sich um eine ungefähr 50-jährige Dame. Als sie den toten Schampinski gesehen hatte, begann sie hysterisch zu schreien: »Oh Gott! Oh Gott! Was ist geschehen? Was ist mit Herrn Schampinski? Wer hat ihn so übel zugerichtet? Wer hat da gerade geschossen?«

Julia maulte: »Du hast uns gerade noch gefehlt, Frau Zollitski! Was willst du hier? Willst du die Fahnen abholen, damit du sie endlich oben aufhängen kannst?« Sie lief zu den Fahnen, zerknüllte sie zu einem rundlichen Stoffballen und warf sie über den Leichnam des Häuserblockwarts. »Und dieses Schwein hier«, schrie sie aufgebracht der schockierten Frau ins Gesicht, »kannst du auch gleich mitnehmen!«

Völlig perplex starrte Julias Nachbarin auf den Boden, auf dem jetzt von Schampinski nur noch dessen Beine zu sehen waren. Ich nutzte die Gelegenheit und schloss endlich die Wohnungstür, damit Frau Zollitski nicht davonlaufen konnte, um Meldung zu machen.

»Wer bist *du* denn überhaupt?«, wollte sie wissen. »Lass mich sofort hier raus!« Sie wurde mir gegenüber nun handgreiflich, doch ich konnte sie abwehren. Ich schob sie nach hinten in die Esszimmernische.

»Keine Angst«, sagte ich, »wir werden dir nichts tun.« Ich gab Julia die Anweisung, ihre Nachbarin in Schach zu halten. Nachdem ich die Beretta wieder hervorgekramt hatte, bedrohte ich sie damit: »Tut mir leid, wir können dich nicht gehen lassen.«

»Seid ihr wahnsinnig?«, kreischte Frau Zollitski. »Mein Mann kann jeden Augenblick kommen.«

»Von mir aus«, erklärte ich, »ich werde ihn gerne reinlassen.« Wenn er gleich kommen würde, so nahm ich mir vor, würde ich die Tür öffnen und ihn als zusätzliche Geisel nehmen.

Möglicherweise aber hatte Frau Zollitski gelogen und ihr Mann war gar nicht zu Hause. Was ich jetzt unbedingt brauchte, waren Ruhe und Zeit, um endlich meine Erfindung reparieren zu können. Ich hatte aber das Gefühl, in Prackmanns Wohnung nicht mehr sicher zu sein. Wir befanden uns mitten in einer Großstadt, die von Deutschlands Feinden eventuell auf die Liste primärer Angriffsziele gesetzt worden war. Ich musste unbedingt meine Zeitmaschine an einen sicheren Ort bringen, bevor es zu spät sein würde. »Wir müssen hier weg«, rief ich zu Julia. »Vielleicht haben noch mehr Leute die Schüsse gehört. Wir sind hier nicht mehr sicher.« Ich befahl Frau Zollitski, sich auf den Boden vor die Heizung zu setzen. Nachdem ich mit einem Kabelbinder ihre Hände hinter dem Rücken gefesselt hatte, machte ich sie mit einem weiteren Kabelbinder an einem Heizungsrohr fest. Außerdem knebelte ich sie mit einem Klebeband, das ich Richards zum Werkzeugkoffer umfunktioniertem Kfz-Verbandskasten entnommen hatte. Ich packte diesen Kasten, meine Zeitmaschine, die Waffe, den Lötkolben und Lötzinn in meine Arbeitstasche. Da sie völlig überfüllt und nicht mehr zu schließen war, nahm ich die mittlerweile leere Plastikflasche mit Mineralwasser heraus und stellte sie auf den Wohnzimmertisch. Anschließend zog ich mir die von Richard geliehene Jacke an. »Lass uns verschwinden«, sagte ich zu Julia.

»Wohin denn?«, schluchzte sie. »Wohin denn nur?«

Weil ich ihr und ihrem Mann gegenüber Schuldgefühle hegte, hatte ich mir mittlerweile in den Kopf gesetzt, wenigstens sie zu retten. »Hauptsache, weg von hier!«, antwortete ich. »Was hält dich hier noch? Willst du, dass die Polizei irgendwann hier auftaucht?«

»Lass uns aber den Wagen nehmen«, schlug sie vor, als sie den Fernseher und alle Lichter ausschaltete.

Gegen 20:15 Uhr verließen wir die Wohnung. Frau Zollitski hatten wir ihrem Schicksal überlassen; ich ging aber davon aus, dass früher oder später irgendjemand sie finden würde. Auf der Venusstraße herrschte nur wenig Verkehr, denn die meisten Reichsbürger waren wohl damit beschäftigt, sich im Fernsehen über den Ausbruch des Zweiten Weltkriegs zu informieren. Als wir an Julias und Richards Garage ankamen, stellten wir fest, dass sie noch geöffnet war. Das Auto der Prackmanns war ein grüner Elektromercedes. Ohne die Garage zu schließen, verließen

wir in ihm den Hinterhof. Als wir auf der Straße waren, blickte ich aus dem Beifahrerfenster nach hinten, wobei mir die klaffende Fahnennische an dem Haus auffiel, in dessen Kellerwohnung ich für einen Tag untergekommen war.

»Wohin sollen wir fahren?«, fragte mich Julia, die sich trotz der Umstände in der Lage sah, ein Fahrzeug zu führen.

»Weg«, antwortete ich, »nur weg von hier. Fahr am besten nach Westen aufs Land.« Ich atmete auf, als wir die Stadt nach einer Weile hinter uns gelassen hatten. Prackmanns Mercedes fuhr nahezu geräuschlos über die Landstraße. Wir passierten gerade ein eingezäuntes Areal, auf dem barackenähnliche Gebäude errichtet worden waren. Ich wunderte mich darüber, dass auch mitten im Juni an einigen Gebäuden hoch in den Himmel emporragende Schornsteine betriebsam vor sich hin qualmten. »Was wird dort verbrannt?«, erkundigte ich mich bei Julia.

Ihre lapidare Antwort lautete: »Menschen.«

»Hab ich mir fast gedacht«, erwiderte ich.

»Ja«, bestätigte sie, »dort werden Menschen verbrannt. Das ist das größte Krematorium in der näheren Umgebung. Dorthin hat man wohl auch Herrn Roschmann gebracht. Der ganze Komplex dient außerdem als Vernichtungslager.«

Schweigend bestaute ich die Ausmaße dieses Geländes. Ein süßlicher, unangenehmer Geruch drang durch die Lüftung des Autos ins Innere und beinahe hätte ich mich übergeben. Als wir endlich daran vorbeigefahren waren, wurde die Luft wieder deutlich besser. Das Verbrennen von Menschen stellte offensichtlich die einzige Umweltverschmutzung in Schiringdeutschland dar. Man hatte es nicht einmal für nötig gehalten, den Zweck all dieser Gebäude zu vertuschen – so uneingeschränkt und unangefochten herrschten die Nafis über Deutschland.

Sehr häufig erblickte ich in der Ferne auf Anhöhen errichtete Windräder, die Ausmaße hatten, die ich niemals für möglich gehalten hätte. Plötzlich setzte wie aus dem Nichts ein starker Sturm ein, der den Wagen umzustürzen drohte. Vermutlich handelte es sich um eine Luftausgleichsströmung, vor der vom Wetterdienst so eindringlich gewarnt worden war. Wir konnten nur noch schreiend miteinander kommunizieren. Glücklicherweise ließ der Sturm nach ein paar Minuten schlagartig nach. Von jetzt auf gleich brach eine gespenstische Stille über uns herein. Wahrscheinlich waren wir ins Auge des Sturms hineingefahren. Um uns herum zeigte sich ein Bild der Verwüstung. Umgeknickte Bäume, Äste und Zweige lagen teilweise auch auf der Straße. Julia musste das Tempo drosseln und einmal mussten wir sogar aussteigen, um einen auf die Fahrbahn gestürzten Ahornbaumstamm zur Seite zu schaffen. Dabei atmete ich ein paarmal kräftig durch und bemerkte, dass die Landluft des Spätfrühlings so gut roch, wie ich es noch nie zuvor erlebt hatte. Nachdem wir wieder eingestiegen waren, sagte ich zu Julia: »Ich brauche Strom für den LötKolben. Wir müssen irgendwohin, wo es Strom gibt. Unbedingt.«

Sie wollte wissen: »Wieso ist dieses Mobiltelefon eigentlich so wichtig? Warum scheint dir das Ding das Wichtigste auf der ganzen Welt zu sein?«

Ich antwortete: »Weil es das Wichtigste auf der ganzen Welt *ist*. Du wirst bald erfahren, warum das so ist.«

»Da bin ich aber gespannt«, sagte sie mit leicht sarkastischem Ton.

Wir konnten unser Gespräch nicht fortsetzen, denn plötzlich hörten wir hinter uns eine Stimme: »Achtung! Grüner Mercedes, sofort anhalten!«

Julia und ich drehten uns um und erblickten eine hinter uns herfliegende Drohne. »Das war's!«, rief sie. »Jetzt haben sie uns erwischt. Es ist eine Kampfdrohne.«

Die Situation war nahezu aussichtslos; trotzdem sagte ich ihr, sie solle weiterfahren und versuchen, der Drohne irgendwie zu entkommen. Vermutlich hatte sich Frau Zollitski in der

Zwischenzeit selbst befreit oder irgendjemand war ihr zu Hilfe gekommen, sodass wir nun von den Feschisten unerbittlich verfolgt wurden. Ich wollte mich auf keinen Fall ergeben, denn die Zeitmaschine durfte unter keinen Umständen in fremde Hände geraten. Deshalb holte ich nun die Beretta heraus und rief: »Mach eine Vollbremsung! Schnell!« Mein Plan funktionierte, denn die Person, die die Drohne fernsteuerte, hatte damit nicht gerechnet. Weil es zu niedrig flog, kollidierte das mit einem Maschinengewehr ausgestattete Fluggerät leicht mit dem Autodach und flog anschließend über unsere Köpfe hinweg. Einer der vier Propeller war ausgefallen, wodurch die Manövrierfähigkeit um einiges beeinträchtigt wurde. Ich stieg aus und schoss ein paarmal auf die in der Luft herumtrudelnde Drohne, doch mir gelang kein wirksamer Treffer. Nachdem sich der Quadropter etwas gefangen hatte, feuerte er einige Salven nach unten ab. Um Haaresbreite gingen die Kugeln an mir vorbei.

Julia sprang nun beherzt aus dem Wagen, riss mir die Waffe aus der Hand und feuerte gezielte Schüsse auf die drei noch rotierenden Propeller ab. Sie erzielte einen Treffer nach dem anderen. Die Drohne stürzte auf die Straße. »Wo hast du denn schießen gelernt?«, wollte sie wissen. »Hast du keinen Wehrdienst geleistet?«

»Nein«, sagte ich wahrheitsgemäß, »ich hab mich vor der Bundeswehr gedrückt – mit einem Trick.«

»Bundeswehr?«, fragte sie verdutzt. »Was ist *das* denn?«

»Werd ich dir bei Gelegenheit erzählen«, versprach ich ihr, als ich die in den letzten Zügen liegende Drohne mit Fußtritten traktierte, um sicherzugehen, dass sie keine Gefahr mehr darstellen würde. »Wieso haben die uns so schnell gefunden?«, wunderte ich mich.

Julia erklärte es mir: »Ich fürchte, dass das meine Schuld ist. Ich habe nämlich mein Mobiltelefon nicht ausgeschaltet. So konnte uns die RSA lokalisieren und unsere Position an die Behörden weiterleiten.«

»Was?«, schrie ich entrüstet. »Das darf doch gar nicht wahr sein! Wieso hast du dein Handy nicht ausgeschaltet? Dir ist doch klar gewesen, dass man uns verfolgen würde. Wieso hast du es überhaupt mitgenommen? Das hätte uns das Leben kosten können.«

»Ich weiß«, entschuldigte sie sich, »die Macht der Gewohnheit eben. Es ist so in Fleisch und Blut übergegangen, das Ding immer eingeschaltet dabeihaben zu müssen, dass man überhaupt nicht auf die Idee kommt, irgendetwas daran zu ändern.«

Ich forderte sie auf, mir ihr Handy zu geben. Nachdem dies geschehen war, schaltete ich es aus und warf es in ein Brennesselfeld neben der Straße. Wir setzten anschließend unsere Fahrt in Richtung Westen fort; dabei verließen wir allmählich die Tiefebene unserer Heimat und näherten uns dem Ausläufer eines Mittelgebirges. Als wir das Auge des Sturms verließen, wurde es wieder lauter. Sogar im geschlossenen Auto spürten wir den Luftzug des draußen heulenden Windes. Wir atmeten auf, als wir den Sturm nach einigen Minuten endlich hinter uns gelassen hatten. Doch unsere Freude währte nur kurz, denn plötzlich beobachteten wir in der Ferne gewaltige Explosionen. Für mich bestand kein Zweifel daran, dass Deutschland beschossen wurde. Die angeblich unüberwindbaren Abwehrtechnologien hatten versagt. Als wir nah genug an einen der Einschlagsorte herangefahren waren, staunte ich über einen ungefähr 100 Meter breiten Krater, der sich auf der Weide eines Bauernhofs aufgetan hatte. Es sah aus, als wäre ein kleiner Meteorit herabgestürzt. Vermutlich hatten unsere Gegner die Steuerungscode der von den Nafis auf Erdumlaufbahnen gebrachten kinetischen Geschosse geknackt. Diese prasselten jetzt nicht auf das »Trio des Bösen« nieder, sondern aufs Reichsgebiet. Als ob es noch nicht genug Verwüstung gegeben hätte, erblickten wir plötzlich, als wir an einem Hügel vorbeigefahren waren, einen Tornado, der gerade dabei war, einige Bäume zu entwurzeln. Eine

Gruppe von Kühen in unmittelbarer Umgebung versuchte zwar zu entkommen, aber der Tornado war schneller. Zum ersten Mal in meinem Leben sah ich fliegende Kühe; allerdings flogen sie nur für kurze Zeit. Zwei dieser Tiere fielen wie Kartoffelsäcke vor uns auf die Straße, sodass Julia zu einem waghalsigen Ausweichmanöver gezwungen wurde. Zwar gelang es ihr, dem Tornado zu entkommen, aber nach all dem, was wir bislang seit dem Ausbruch des Zweiten Weltkriegs erlebt hatten, war eigentlich davon auszugehen, dass noch weitere unvorhersehbare Dinge geschehen würden. Im Geiste hörte ich die Weltuntergangsklänge von Orffs »Carmina Burana«. Immer wieder sahen wir, wie aus unterirdischen Startvorrichtungen Raketen mit unvorstellbarer Geschwindigkeit in die Höhe schossen. Das Ende der Welt schien kurz bevorzustehen. Gegen 20:45 Uhr standen wir verblüfft vor einem mitten in der Straße steckenden Rotorblatt einer Windkraftanlage, die vor nicht allzu langer Zeit eindeutig zu viel Wind abbekommen hatte. Indem Julia den Seitenstreifen und eine holprige Wiese befuhr, gelang es ihr mit Mühe und Not, den Wagen daran vorbeizubugsieren. Anschließend fuhren wir noch zehn Minuten, bis der Wagen plötzlich stehen blieb.

»Aus und vorbei«, stellte Julia fest, »wir haben keinen Strom mehr.«

So blieb uns nichts anderes übrig, als das Auto am Straßenrand zurückzulassen und zu Fuß weiterzugehen. Wir waren mit dem Elektroauto immerhin einige zig Kilometer gefahren und hofften inständig, dass man uns nicht mehr verfolgen würde. Ich bat Julia, im Handschuhfach nach nützlichen Gegenständen zu suchen. Sie gab mir eine Taschenlampe, die ich in meiner schon reichlich gefüllten Arbeitstasche verstaute. Dem Straßenverlauf folgend gingen wir zunächst weiter in westliche Richtung und suchten ein Gebäude mit elektrischem Strom. Die Gegend, in die es uns verschlagen hatte, war nicht besonders dicht bevölkert – weit und breit war keine Siedlung mehr zu sehen. Wir marschierten einer ungewissen Zukunft entgegen. Meine Angst, nicht mehr rechtzeitig mein Zeitmaschinenhandy reparieren zu können, wurde mit jedem Schritt größer. Mittlerweile hatte sich die Landstraße nach Norden gebogen, sodass sich die Sonne nicht mehr vor uns, sondern zu unserer Linken befand. Nachdem wir einige Kilometer zurückgelegt und einen Anstieg der Landstraße überschritten hatten, durften wir uns freuen, denn in nicht allzu großer Entfernung stand am rechten Straßenrand ein großes, einsames Haus. Als wir endlich davorstanden, stellten wir fest, dass es sich bei dem dreistöckigen Gebäude um ein nicht mehr benötigtes Altenheim mit dem klischeehaften Namen »Abendsonne« handelte. Das Haus war völlig verlassen – niemand wohnte mehr darin. Alle Türen und Fenster waren fest verschlossen. Es half nichts – ich musste dort unbedingt hinein. Die zweiflügelige Eingangstür aus massivem Holz war zu stabil, als dass ich sie hätte aufbrechen können. Als möglicher Einstieg kamen nur die Fenster im Erdgeschoss in Betracht. Da sich in Richards Werkzeugkoffer kein Hammer befand, suchte ich nach einem schweren Gegenstand, um damit die Glasscheibe von einem der Fenster einzuschlagen. Auf einem verwilderten Blumenbeet vor dem Heim fand ich eine ungefähr fünf Kilogramm schwere Trittplatte. Mit ihr zertrümmerte ich problemlos eine Fensterscheibe, sodass wir schließlich ins Innere des Hauses klettern konnten. Wir befanden uns zunächst in einem Aufenthaltsraum, der unangenehm muffig roch und völlig verwüstet worden war. Darin lagen Tische und Stühle kreuz und quer durch- und teilweise auch übereinander. An manchen Möbelstücken waren Einschusslöcher zu sehen. Fast überall befand sich Staub, der sich im Laufe von 13 Jahren aufgeschichtet hatte. An eine Stelle der hellen Wand, die von der durch die Fenster scheinenden Abendsonne rötlich gefärbt wurde, hatte jemand mit einem dicken, schwarzen Stift »2.2.2000« gekritzelt. Offensichtlich war dies der Tag gewesen, an dem die ehemaligen Heimbewohner liquidiert worden waren, weil die Führerin zuvor das Jugendhaftigkeitsgesetz verschärft hatte. Ich stellte einen umgekippten Tisch wieder auf und zwei

Stühle dazu. Es war Eile geboten, denn zu jedem Zeitpunkt bestand die Gefahr, von einem kinetischen Geschoss getroffen zu werden. Ich holte die benötigten Sachen aus meiner Arbeitstasche und legte sie auf den verschmierten Tisch. Emsig schloss ich den LötKolben an eine der zahlreichen Steckdosen in diesem Raum an, doch er wurde nicht heiß. Dies konnte nur eins bedeuten: Der Strom war von den Stadtwerken abgestellt worden. Mit dem Werkzeugkasten und Julias Taschenlampe ging ich in den Keller, um den Hausanschlusskasten zu suchen. Dort unten war es schmutzig, feucht und unheimlich. Überall hingen Spinnweben von den Decken. Als ich den Hausanschlusskasten schnell ausfindig gemacht hatte, löste ich die Plombe und schraubte den Deckel auf. Alle drei Sicherungssteckplätze waren leer, aber ich hatte Glück im Unglück. Auf einer alten Werkzeugbank lag nämlich eine passende 80-Ampere-Sicherung. Bei näherer Betrachtung stellte ich zwar fest, dass sie bereits ausgelöst hatte, aber ich konnte sie trotzdem gebrauchen. In Richards Werkzeugkoffer fand ich einen ungefähr 40 Zentimeter langen 1,5-Quadratmillimeter-Draht, dessen Enden ich mit einem Seitenschneider rasch abisolierte und anschließend um die beiden Messerkontakte der Sicherung wickelte. Ich konnte sie nun gefahrlos einsetzen, wobei ich mich für den mittleren Steckplatz entschied. Oben wieder angekommen stellte ich aber fest, dass der LötKolben immer noch nicht mit Strom versorgt wurde. Da ich nicht wieder in den Keller rennen wollte, entschied ich mich dafür, eine andere Steckdose zu suchen, nämlich irgendeine, die über die soeben eingesetzte Sicherung an Spannung gelegt worden war. Julia und ich gingen über eine knarrende Holzterrasse ins erste Obergeschoss, in dem sich Zimmer der ehemaligen Heimbewohner befanden. Glücklicherweise waren die Türen nicht verschlossen, sodass wir zügig vorankamen. Da es schon zu dämmern begann, suchte ich ein Zimmer, dessen Deckenbeleuchtung noch intakt war; leider aber waren alle Glühbirnen an den Decken herausgeschraubt worden. In den Zimmern sah es ähnlich chaotisch aus wie im Aufenthaltsraum. Nach einer Weile eifrigen Suchens entdeckte ich in einem nach Osten ausgerichteten Zimmer eine alte, verstaubte Stehlampe, in deren Fassung noch eine Glühbirne eingeschraubt war. Nach Betätigung des Schalters leuchtete sie tatsächlich. Jetzt konnten wir auch die Auswirkungen des einstigen Massakers besser sehen – die Bettlaken auf den zwei Betten in diesem Raum waren übersät mit Flecken und Spritzern vertrockneten Blutes. Julia hielt sich vor Erschütterung die Hand vor den Mund und brachte keinen Ton heraus. Offenbar war in diesem Zimmer schon ewig nicht mehr gelüftet worden – es lag ein grauenhafter, stickiger Gestank in der Luft. Meine Begleiterin öffnete ein Fenster, und nachdem sie sich auf einen Holzstuhl gesetzt hatte, beobachtete sie mich neugierig. Auch ich setzte mich auf einen Stuhl und zog ein kleines Nachttischchen an mich heran. Darauf legte ich meine Zeitmaschine und das Werkzeug. Auf dem Boden daneben lag eine ramponierte Nachttischlampe, deren Anschlussleitung ich aus einer Steckdose zog, um an ihr meinen LötKolben anzuschließen. Diesmal wurde er heiß und ich konnte endlich mit meiner Reparaturarbeit beginnen. Als ich aus Versehen die auf dem Holzboden abgelegte Arbeitstasche mit einem meiner Füße umstieß, wurde ein Teil des Stethoskops herausgeschleudert. Ungefähr 20 Zentimeter des Schlauchs mit dem Bruststück am Ende guckten heraus.

»Was ist das?«, fragte Julia erstaunt. »Ist das ein Stethoskop? Wozu brauchst du denn ein Stethoskop?« Jetzt zog sie auch noch den Rest heraus. »Ich wusste gar nicht, dass du Arzt bist.«

»Bin ich auch nicht«, antwortete ich ihr. »Ich bin Ingenieur und Erfinder.«

Sie wollte wissen: »Hast du dein Gedächtnis endlich wiedergefunden?«

»Liebe Julia«, sagte ich, »ich habe es nie verloren. Ich weiß ganz genau, wer ich bin.« Ich teilte ihr meinen Vor- und Nachnamen mit.

Sie fragte: »Warum hast du uns das nicht gleich gesagt?«



»Ich konnte es nicht riskieren«, erklärte ich. »Ich wusste nicht, ob ich euch vertrauen kann. Außerdem habe ich befürchtet, dass ihr die Wahrheit nicht glauben würdet.«

Julia wurde jetzt etwas ungehalten und erwiderte: »Ich wusste von Anfang an, dass mit dir etwas nicht stimmt. Ich habe mich immer gefragt, woher du eigentlich kommst. So jemanden wie dich kann es eigentlich gar nicht geben. Da tauchst du plötzlich wie aus dem Nichts auf, nachdem dich die Soldaten verprügelt haben, und dann redest du lauter wirres Zeug. Du rennst rum wie ein Penner, du schmeißt ständig mit Anglizismen um dich, du siezt Leute, die man nicht siezen darf, du redest ständig von deinem ach so wichtigen Mobiltelefon, du besitzt merkwürdiges Spielgeld und eine Pistole – und jetzt ist da auch noch dieses Stethoskop. Was soll ich da denken?«

Während ich gerade dabei war, den von Richard mir besorgten 56-Kiloohm-Widerstand wieder auszulöten, antwortete ich: »Ich muss mich konzentrieren, Julia.« Anstelle des übergroßen Widerstandes lötete ich schließlich zwei flexible Klingelleitungen an, die ich in Richards Werkzeugkoffer gefunden hatte. Mit dem Seitenschneider brach ich an den Seiten der beiden Gehäuseabdeckungen meines Zeitmaschinenhandys etwas Plastik ab, damit die Leitungen hindurchpassten. Jetzt gelang es mir endlich, die Zeitmaschine wieder ordentlich zusammenzuschrauben. Es war nun an der Zeit, Julia die Wahrheit zu sagen: »Hör zu, Julia! Dieses Ding hier ist kein Handy. Entschuldigung – kein Mobiltelefon. Dieses Ding hier ist eine Zeitmaschine. Ich weiß, dass du das nicht glaubst, aber es ist die Wahrheit. Ich schwöre es dir bei deinem und meinem Leben. Wir müssen unbedingt zurück in die Vergangenheit reisen, bevor Schiring die ganze Menschheit ausgerottet hat. Ich will, dass du mich begleitest. Dazu ist es notwendig, dass ich dich irgendwo anfasse. Zum Beispiel am Handgelenk. Wir werden gleich, wenn ich den Widerstand befestigt habe und die Zeitmaschine funktionieren sollte, ins Jahr 1911 reisen. Ich habe dort etwas Wichtiges zu erledigen. Hör genau zu, was ich dir jetzt sage. Wir werden ungefähr zehn Sekunden in der Zeitkammer verbringen. Darin musst du unbedingt die Augen schließen und darfst unter keinen Umständen versuchen zu atmen, denn bei Reisen in die Vergangenheit ist die Sauerstoffkonzentration in der Zeitkammer ziemlich gering. Hast du das verstanden, Julia? Das ist kein Scherz. Hast du das verstanden?«

Sie war – wie nicht anders zu erwarten – für einige Augenblicke sprachlos, bemerkte dann aber: »Natürlich, alles klar. Zeitmaschine.«

Ich wollte gerade zwei Lüsterklemmen an die bereits abisolierten Enden der zwei aus meiner Erfindung heraushängenden Leitungen anschließen, da hörten wir plötzlich laute Motorengeräusche auf der Straße. Aufgeregt liefen wir ins Zimmer gegenüber und riskierten einen Blick aus dem Fenster. Eine ganze Panzerkompanie machte ausgerechnet halt vorm Altenheim. »Verdammt«, flüsterte Julia, »Waffensonderbrigade – mit denen ist nicht zu spaßen.«

Unten vor dem Heim schrie ein Offizier: »Wir haben Licht auf der anderen Seite gesehen. Jemand ist hier eingedrungen. Seht nach, was da los ist. Wir werden hier heute übernachten.«

»Verdammt«, sagte Julia, »was machen wir jetzt? Wenn die uns hier entdecken, legen sie uns um.«

»Nicht so laut«, flüsterte ich, »gehen wir wieder rüber und machen das Licht aus.« Nachdem wir eilig, aber nahezu geräuschlos hinübergeschlichen waren, stellten wir zunächst enttäuscht fest, dass auf keiner Seite der Tür ein Schlüssel im Schloss steckte. Ich schaltete das Licht aus und redete dann leise auf Julia ein: »Hör zu, um Zeit zu gewinnen, können wir nur noch eines machen – wir täuschen eine Geiselnahme vor. Ich tue so, als ob ich dich entführt hätte. In der Pistole sind nur noch ein paar Patronen. Das reicht nicht, um mit so vielen Soldaten fertig zu werden. Wir haben keine andere Möglichkeit.« Während ich die Waffe aus der Tasche holte, hörten wir, wie sich einige Soldaten bereits im Erdgeschoss aufhielten. Ob sie nun durchs Fenster

geklettert waren oder irgendwie die Haupteingangstür geöffnet hatten, entzieht sich meiner Kenntnis. Doch es kam noch schlimmer: Einige stiegen bereits die Treppe herauf. Schließlich hörten wir, wie sie auf dem Flur herumliefen und schon damit begonnen hatten, die Zimmer zu durchsuchen. »Schrei um Hilfe!«, sprach ich Julia ins Ohr, nachdem ich mich hinter sie gestellt und den Lauf meiner Beretta gegen ihre Schläfe gedrückt hatte.

Sie kam meiner Aufforderung nach und es dauerte nicht lang, bis eine Unteroffizierin mit vorgehaltenem Sturmgewehr die Tür öffnete. »Was soll das werden?«, schrie sie, während sie langsam näher kam. »Sofort die Waffe weg!«

»Kommt nicht infrage«, sprach ich in verwegenem Ton, »wenn du nicht verschwindest, erschieße ich sie.«

»Ich bin entführt worden!«, schrie Julia mit kreischender Stimme. Ihre schauspielerische Leistung war exzellent.

»Sofort die Tür zu!«, rief ich. »Ich zähle bis drei – dann stirbt sie.«

Die Soldatin war verwirrt und wusste einen Augenblick lang nicht, wie ihr geschah. Dann aber schritt sie nach hinten und schloss die Tür, unter deren Klinke ich sofort die Lehne eines Stuhls klemmte. Außerdem legte ich ein dreckiges Tischdeckchen darüber, sodass niemand mehr durchs Schlüsselloch gucken konnte. Nach dem Wiedereinschalten der Stehlampe wollte ich jetzt so schnell wie möglich den 56-Kiloohm-Widerstand an die mit der Zeitmaschine verbundenen Leitungen anschließen, doch wieder kam etwas dazwischen. Plötzlich wurden wir von einem gewaltigen Lichtblitz geblendet, der das ganze Zimmer für einen kurzen Moment mit greller Helligkeit ausleuchtete. Danach standen wir auf einmal im Zwielflicht der Abenddämmerung da, denn die Glühbirne in der Stehlampe war infolge eines Stromausfalls erloschen. Kurze Zeit später breitete sich plötzlich im gesamten Raum eine enorme Hitze aus. Dies konnte nur eins bedeuten: Eine nukleare Rakete war eingeschlagen. Dass wir noch lebten, verdankten wir nur der Tatsache, dass wir uns weit genug vom Einschlagsort aufhielten. Ich blickte entsetzt aus dem Fenster und erblickte fassungslos einen emporsteigenden und immer dicker werdenden Atompilz in nordöstlicher Richtung. Aus einer Höhe von ungefähr 350 Metern konnten wir auf die Tiefebene, aus der wir gekommen waren, teilweise hinabsehen. Eine unmittelbar nördlich unserer Heimatstadt gelegene Nachbarstadt war soeben dem Erdboden gleichgemacht worden. Unsere Heimatstadt allerdings lag verborgen hinter einer Hügelkette, doch mit Sicherheit raste gerade in dieser Sekunde ein vernichtender Feuersturm über sie hinweg. Wären wir dortgeblieben, wäre das unser Ende gewesen. »Das NAS-System funktioniert nicht«, kommentierte ich dieses apokalyptische Inferno und fügte hinzu: »Das ›Trio des Bösen‹ hat zurückgeschlagen. Wahrscheinlich werden wir den Krieg verlieren. Es wird aber auch keinen Sieger geben.« Ich machte mich wieder schleunigst an die Arbeit und befestigte mit einem Schraubenzieher die zwei Lüsterklemmen an die aus der Zeitmaschine heraushängenden Leitungen. Danach schraubte ich auch den 56-Kiloohm-Widerstand fest. Wegen der enormen von draußen eindringenden Wärmestrahlung verschloss ich das von Julia geöffnete Fenster wieder. Ich bat meine Begleiterin, die das ganze Ausmaß der Katastrophe noch gar nicht begriffen zu haben schien, sich zusammen mit mir an die Wand unter dem Fenster zu setzen, denn ich wusste, was gleich auf uns zukommen würde. Als wir da beide auf dem Hosenboden saßen, kam für mich endlich der Augenblick, auf den ich so lange gewartet hatte – nämlich der ausschlaggebende Augenblick, der nicht nur über unser Schicksal entscheiden würde, sondern auch über das Überleben der gesamten Menschheit. Das Schicksal unseres Sonnensystems hing einzig und allein davon ab, ob meine Zeitmaschine funktionieren würde. Hatte die EMP-Schutzfolie dem von der Atomrakete emittierten

elektromagnetischen Puls standgehalten? Sie hatte tatsächlich – zumindest gelang es mir, die Zeitmaschine einzuschalten. »Ja«, rief ich, »es klappt – sie läuft!« Mir fiel ein Stein vom Herzen.

Als ich jedoch dabei war, die Zeit-Ort-Koordinaten auszuwählen, schrie plötzlich jemand vom Flur aus durch die Tür: »Ihr dadrinnen, was soll das Ganze? Hier Obersturmlieutenant Schneider. Ihr wollt uns wohl verkohlen, was? Kein Mensch würde am heutigen Tag jemanden entführen. Ihr seid miese Plünderer. Kommt mit erhobenen Händen raus, sonst kommen wir rein!«

Ich zog mir schnell die völlig durchschwitzte Jacke aus, krepelte meine Arme hoch und nahm die Waffe in die linke Hand. Rasch legte ich meinen linken Arm um Julias Hals, während ich mit der anderen Hand die Zeitmaschine hielt.

Der Obersturmlieutenant ließ von zwei Soldaten die Tür eintreten. »Mein Gott«, schrie er, »was ist das hier für eine Hitze? Wir sind doch hier nicht in der Sauna! Was habt ihr hier gemacht?«

»Es hat einen Einschlag gegeben!«, rief eine Soldatin plötzlich von hinten.

»Genauso ist es«, bestätigte ich. »An deiner Stelle würde ich mal aus dem Fenster gucken, Herr Obersturmlieutenant!«

»Was ist das?«, rief er und fuchtelte mit seiner Maschinenpistole wild in der Luft herum.

»Eine Atombombe ist explodiert!«, klärte ich ihn auf.

»Unmöglich«, sagte er selbstgefällig, »keine Macht der Welt schafft es, das Deutsche Reich mit nuklearen Raketen zu beschießen.«

»Wenn du meinst«, erwiderte ich, als ich gerade damit fertig geworden war, die Zeitkoordinate mit dem Datum 24. Juli 1911 und der Uhrzeit 02:50 Uhr einzustellen. Jetzt fehlte aber als Ortskoordinate nur noch die Eingabe der im Speicher vorhandenen Wien-Koordinate, wofür ich allerdings einige Sekunden benötigen würde – Sekunden, die mir möglicherweise nicht mehr zur Verfügung stehen würden.

Der SB-Offizier brüllte: »Ich glaube euch kein Wort, ihr Lügner! Ihr seid Plünderer oder Spione!« Er gab den Befehl, uns zu erschießen. Die zwei Soldaten richteten ihre Sturmgewehre auf uns. Als das spärliche Erschießungskommando feuern und ich die Entertaste zur Speicherung der Ortskoordinate drücken wollte, geschah das, womit ich schon die ganze Zeit gerechnet hatte: Die Druckwelle der Atombombenexplosion erreichte das Altenheim und zerschmetterte mit ohrenbetäubendem Getöse die Fensterscheiben. Die Glasscherben rasten wie Geschosse durch den Raum. Die SB-Männer flogen nach hinten, als wären sie Styroporpuppen gewesen. Der Offizier und ein Soldat knallten gegen die Wand, der andere flog wie eine Kanonenkugel durch die offene Tür und anschließend weiter durch den Flur gegen eine Tür, die mitsamt dem Soldaten in das gegenüberliegende Zimmer hineingeschleudert wurde. Die drei blieben regungslos liegen. Nach der Speicherung der Ortskoordinate presste ich meinen Unterarm fest gegen Julias Hals und drückte schließlich um 21:31 Uhr die grüne Taste.

## Kapitel 4 – Meine dritte Zeitreise

Um uns herum verschwand alles; der Boden, auf dem wir vor einigen Millisekunden noch gesessen hatten, und die Wand, an der mein Rücken angelehnt gewesen war, hatten sich in Luft aufgelöst. Wir waren plötzlich der Schwerelosigkeit ausgesetzt. Ich sorgte mich um Julia und hoffte, dass sie meinen Ratschlag, Mund, Nase und Augen zu schließen, befolgen würde. Leider aber geschah nichts von alledem; sie schnappte panisch nach Luft und ruderte hilflos mit Armen und Beinen umher. Nachdem ich die Pistole losgelassen hatte, hielt ich mit meiner nun freien linken Hand ihren Mund zu. Ich hätte ihr auch gerne mit meiner rechten Hand die Augen verdeckt, doch dazu hätte ich die Zeitmaschine loslassen müssen, was zur Folge gehabt hätte, dass wir aus der Zeitkammer hinausgeschleudert worden wären und mein Zeitmaschinenhandy ohne uns weitergereist wäre. Bei meiner dritten Zeitreise achtete ich kaum auf die faszinierenden Lichterscheinungen, denn ich war viel zu sehr mit Julia beschäftigt. Nach ungefähr sieben Sekunden schloss ich meine Augen, durch deren Lider hindurch ich schließlich das grelle, weiße Licht am Ende der Reise trotzdem wahrzunehmen vermochte. Wir saßen auf einmal auf etwas Hartem. Da ich die Augen rechtzeitig zugemacht hatte, konnte ich nach einigen Sekunden wieder einigermaßen gut sehen. Was ich erblickte, kam mir bekannt vor. Wir befanden uns zweifellos mitten in der Nacht auf der Meldemannstraße in Wien. Mit einem Mal wurde mir bewusst, wie absurd das Ganze war. Zusammen mit einer Jüdin war ich ins Jahr 1911 gereist, um ein Attentat auf Hitler zu verhindern. Während sich Julia die Lunge aus dem Hals hustete, sprang ich voller Freude in die Luft und rief mit verhaltener Lautstärke: »Ich habe es geschafft! Ich habe es tatsächlich geschafft! Mein Gott – was war das knapp!« Das war für mich der glücklichste Augenblick meines Lebens. Eine unbeschreibliche Last fiel von mir ab. Durch meine Schuld wäre fast die gesamte Menschheit vernichtet worden – und jetzt stand ich wieder vor dem Männerwohnheim, als ob in der Zukunft nichts geschehen wäre. Für einige Augenblicke hatte ich beinahe vergessen, dass ich diesmal nicht allein ins Jahr 1911 gereist war. Meiner tapferen Begleiterin ging es nicht gut – sie krümmte sich am Boden, hustete immer noch und wusste nicht, wie ihr geschehen war. Sie hatte möglicherweise einen temporalen Schock erlitten.

»Was ist passiert?«, fragte sie. Als sich ihre Augen etwas erholt hatten, fügte sie mit krächzender Stimme hinzu: »Wo sind wir?«

Ich half ihr auf die Beine. Sie musste sich an mir festhalten, sonst wäre sie hingefallen – so sehr zitterte sie noch am ganzen Körper. »Ganz ruhig«, versicherte ich ihr, »es ist alles in bester Ordnung. Wir sind gerettet.«

»Was ist das hier?«, wollte sie wissen. »Wo ist das Altenheim? Wir waren doch gerade noch im Altenheim!«

»Julia, hör zu!«, forderte ich sie auf. »Die Frage ist nicht unbedingt, wo wir sind, sondern wann wir sind. Ich habe es dir doch vorhin erklärt. Wir sind mit meiner Zeitmaschine ins Jahr 1911 gereist. Wir sind in Wien, und zwar am 24. Juli 1911. Das ist die Wahrheit.«

Sie erwiderte: »Warum erzählst du schon wieder diesen Unsinn von der Zeitmaschine? Du glaubst doch wohl nicht im Ernst, dass ich das glaube.«

»Dir bleibt gar nichts anderes übrig«, sagte ich. »Sieh dich um, Julia! Was siehst du? Sag mir, was du siehst!«

»Das ist ein Trick oder so etwas«, vermutete sie. »Das ist irgendein Trick. Irgendjemand hat mich nach der Explosion betäubt und dann hierhergebracht.«

»Nein«, redete ich auf sie ein, »es ist so, wie ich sage. Die Druckwellenexplosion der Atomrakete war vor ein paar Minuten. Wir sind hier erst seit wenigen Minuten. Wir sind fast 102

Jahre in die Vergangenheit gereist. Und diese Reise hat nur zehn Sekunden gedauert.« Nachdem ich meine Zeitmaschine in die Hosentasche gesteckt hatte, ging ich mit der fassungslosen Julia, die immer noch wackelig auf den Beinen war, langsam zu einer Laterne. Ich klopfte an ihrem Mast, als wäre sie eine Tür gewesen, und erläuterte meiner wenig begeisterten Begleiterin:

»Siehst du? Das ist eine Gaslaterne. Siehst du das Licht? Siehst du, wie es flackert?«

»Das ist mir doch egal«, meckerte sie. »Was soll das schon beweisen?«

»Wir sind im Jahre 1911«, erklärte ich. »Ich weiß, wo eine druckfrische Zeitung liegt – in der Pasettistraße.«

»Pasettistraße?«, fragte sie ungläubig. »Sag mir jetzt endlich, was das Ganze soll! Warum hast du mich hierhergebracht?«

»Julia«, erläuterte ich, »meine Zeitmaschine hat uns hierhergebracht. Ich habe keine Lust, mich ständig zu wiederholen. Ich sag's dir jetzt zum letzten Mal: Wir haben den 24. Juli 1911 und sind in Wien auf der Meldemannstraße. Es ist fünf Minuten vor drei.«

»Natürlich«, lachte sie sarkastisch, »das ist ja klar. Wir sind im Jahre 1911, obwohl wir noch gar nicht geboren sind.«

»So ist es«, erwiderte ich, »genauso ist es. Heute in 17 Jahren wird meine Großmutter geboren. Und im Verlaufe des heutigen Tages wird Hiram Bingham Machu Picchu entdecken – ob du es nun glaubst oder nicht.«

Ungehalten schmetterte sie mir ins Gesicht: »Machu Picchu? Du solltest dich mal selbst reden hören!«

Ich geleitete die völlig verwirrte Julia zu einer Stufe am Eingang des Männerwohnheims und schlug ihr vor, dort Platz zu nehmen. Als wir uns hingesetzt hatten, bereitete ich sie auf ein unmittelbar bevorstehendes Ereignis vor: »Hör zu, gleich wird etwas sehr Merkwürdiges geschehen. Siehst du die Stelle mitten auf der Straße, an der wir gerade hier aufgetaucht sind? Dort wird um genau drei Uhr mein zweites Ich erscheinen. Du brauchst nicht zu erschrecken. Ich hab's dir ja jetzt gesagt. Ich selbst habe auch noch nie gesehen, wie jemand aus der Zeitkammer kommt.«

»Oh Gott«, sagte sie, »das darf doch alles gar nicht mehr wahr sein! Jetzt wird's aber langsam lächerlich.«

»Lach du nur«, konterte ich, »lach du nur! Du wirst schon sehen, Julia! Du solltest mehr Vertrauen zu mir haben. Eines Tages wirst du alles begreifen.« Ich guckte auf die präzise Uhr an meinem Zeitmaschinenhandy. In zehn Sekunden würde aus Gründen der Logik genau das geschehen, worauf ich nun gespannt wartete. Ich blickte konzentriert auf die Straße. Um exakt 03:00 Uhr blitzte in einer Höhe von ungefähr einem Meter über der Straße ein weißer Punkt auf, der zunächst aussah wie ein Glühwürmchen, sich aber dann schlagartig ausdehnte zu einer gleißenden Lichtkugel mit einem Durchmesser von zwei Metern. Leider wurden meine Augen so stark geblendet, dass ich meinen Blick nun für einige Sekunden abwenden musste, weswegen es mir nicht vergönnt war, die eigentliche Öffnung der Zeitkammer zu beobachten. Was ich dann aber zu sehen bekam, versetzte mich in zusätzliche Euphorie und bescherte mir einen weiteren Moment des vollkommenen Glücks. Nachdem das Licht verschwunden war, stand da plötzlich ein Mann mit zitternden Beinen auf der Straße. Er sank auf seine Knie und sein Kopf beugte sich nach unten. Dieser Mann legte seine Arbeitstasche und einen kleinen Gegenstand auf den Boden. Mit der rechten Hand fuhr er sich durchs Gesicht, schob sich mit derselben Hand etwas seine Brille nach oben und drückte mit Zeigefinger und Daumen auf seine geschlossenen Augen. Nach einer Weile hob er seinen Kopf und blickte zu uns herüber. Dieser Mann war zweifellos mein zweites Ich. Obwohl ich äußerst fasziniert und konzentriert auf mein Ebenbild starrte, spürte ich

plötzlich, wie etwas auf meine linke Schulter prallte. Es war Julias Kopf, der zur Seite gekippt war, denn offensichtlich hatte mein aus dem Nichts auftauchendes Duplikat eine Ohnmacht bei ihr verursacht. Ich musste sie festhalten, denn anderenfalls wäre sie kopfüber auf den Gehweg gestürzt. Ohne Mühe legte ich meine federleichte Begleiterin auf den Boden. Mein schätzungsweise fünf Meter von uns entferntes zweites Ich nahm die Arbeitstasche und die Zeitmaschine wieder an sich und stand auf. Verwirrt stolperte er in unsere Richtung, denn er hatte mich erkannt. Auch ich ging ein paar Schritte auf ihn zu. Als nur noch ein Meter zwischen uns lag, blieben wir stehen. Wir starrten uns mindestens zehn Sekunden lang fassungslos an. Für uns beide waren es die kuriosesten Sekunden unseres Lebens.

»Was ist schiefgelaufen?«, stammelte er.

»Alles«, antwortete ich.

»Was heißt das?«, wollte er wissen. »Hast du Hitler erschossen?«

»Genau das ist das Problem«, erklärte ich. »Ich hab ihn zwar erschossen, aber die Geschichte ist nicht so verlaufen, wie wir uns das gewünscht haben. Danach ist etwas noch Schlimmeres geschehen.«

»Noch schlimmer als Hitler?«, fragte er.

»Ja«, teilte ich mit, »noch schlimmer. Im Jahre 2013 wäre die Menschheit ausgelöscht worden, wenn er im Jahre 1911 gestorben wäre.«

»Was sollen wir jetzt machen?«, erkundigte sich mein zweites Ich.

Meine Antwort lautete: »Zurück in die Zukunft reisen.«

Nachdem mein Duplikat mich von oben bis unten gemustert hatte, fragte er: »Was sind das für vornehme Klamotten, die du da anhast? Wo sind deine ganzen Sachen? Warum trägst du keine Brille?«

»Ich hab Kontaktlinsen drin«, klärte ich ihn auf. »Ich musste alles zurücklassen – nur meine Zeitmaschine ist mir geblieben.«

Mein Ebenbild blickte nun an mir vorbei und fragte: »Wer ist die Frau dort?«

Wir beide gingen zu ihr und beugten uns zu ihr hinunter. »Das ist Julia«, sagte ich. »Ohne sie hätte ich es nicht geschafft, hierher zurückzukommen. Ihr und ihrem Mann verdanke ich es.« Ich schlug ihr ein paarmal zärtlich auf die Wangen. Sie kam tatsächlich wieder zu sich, blickte nun verwirrt abwechselnd in unsere identischen Gesichter. Entgeistert krächzte sie: »Das darf doch alles gar nicht wahr sein.«

Wir halfen ihr auf die Beine. »Alles in Ordnung«, beruhigte ich sie, »gleich geht es wieder nach Hause.« Ich zog meine ramponierte Zeitmaschine aus der Hosentasche und wandte mich an mein Ebenbild: »Es ist besser, wenn wir deine nehmen – die hier macht es wohl nicht mehr lange. Ich musste den 56-Kilohm-Widerstand austauschen, weil er durchgeschmort ist. Ich meine den in der Mitte – du weißt schon.«

Er staunte über den übergroßen Widerstand, der an den beiden dünnen Klingeldrähten baumelte. »Nach den Gesetzen der temporalen Logik«, philosophierte er, »müssen wir eine Zeitkoordinate vor der ersten Reise unseres dritten Ichs wählen. Ich schlage den neunten Juni 2013, 17:50 Uhr vor. Als Zielort nehmen wir den Startort.«

Ich pflichtete ihm bei: »Genau diesen Zeitpunkt hätte ich auch gewählt.«

Zu nächtlicher Stunde am 24. Juli 1911 standen auf der Meldemannstraße in Wien vor dem Männerwohnheim, in dem gerade Hitler vor sich hin schlummerte, drei merkwürdige Menschen, die dort nicht hingehörten und wahrscheinlich von niemandem bei ihrem sonderbaren Treiben beobachtet wurden. Diese drei Gestalten waren Julia, mein zweites Ich und ich selbst. Sie bildeten wie bei einem Kinderspiel einen Menschenkreis. Ich hielt mit meiner rechten Hand die

linke von Julia, ihre rechte Hand hielt die linke meines zweiten Ichs, an dessen linkem Arm die Arbeitstasche hing, und seine rechte Hand hielt seine Zeitmaschine, während ich mit meiner linken Hand sein rechtes Handgelenk umklammerte. Um 03:05 Uhr drückte mein Duplikat die grüne Taste.

## Kapitel 5 – Meine vierte Zeitreise

Aufgrund der Tatsache, dass Reisen in die Zukunft mit erheblich geringerem Energieverbrauch verbunden sind als solche in die Vergangenheit, wurde diesmal in der Zeitkammer kaum Sauerstoff verbraucht und Julia konnte frei durchatmen. Außerdem wurde am Ende der Zeitreise niemand von einem weißen Licht geblendet. So verließen wir am neunten Juni 2013 um 17:50 Uhr die Zeitkammer und landeten auf dem großen Teppich im Wohnzimmer meiner Luxusvilla. Mein auf dem Sofa liegendes drittes Ich schreckte hoch und blickte fassungslos auf das unerwartet eingetroffene Trio. Er stand blitzartig auf und stammelte: »Was ist schiefgelaufen?«

»Alles«, antwortete ich.

»Was heißt das?«, wollte er wissen. »Hast du Hitler erschossen?«

»Genau das ist das Problem«, erklärte ich. »Ich hab ihn zwar erschossen, aber die Geschichte ist nicht so verlaufen, wie wir uns das gewünscht haben. Danach ist etwas noch Schlimmeres geschehen.«

»Noch schlimmer als Hitler?«, fragte er.

»Ja«, teilte ich mit, »noch schlimmer. Im Jahre 2013 wäre die Menschheit ausgelöscht worden, wenn er im Jahre 1911 gestorben wäre.«

»Was sollen wir jetzt machen?«, erkundigte sich mein drittes Ich.

»Nichts«, sagte ich. »Meine – unsere – Mission ist beendet. Wir sind gescheitert. Es hat nicht geklappt. Wir haben nichts erreicht. Wir wissen jetzt nur, was geschehen wäre, wenn Hitler nie existiert hätte oder im Ersten Weltkrieg gefallen wäre. Das ist alles.« Ich brachte Julia mit der Hilfe meines zweiten Ichs zum Sofa, auf das wir sie betteten. Danach rief ich einen Privatarzt, der sich um sie kümmerte und ihr Medikamente verschrieb. Glücklicherweise hatte Julia die zwei Zeitreisen überlebt, obwohl ich das kaum für möglich gehalten hatte. An diesem denkwürdigen Abend verspürte ich keine Lust mehr, meinen beiden anderen Ichs zu erzählen, was sich alles an Aufregendem und Schockierendem in Schiringdeutschland ereignet hatte. Ich war einfach zu erschöpft, auch wenn ich nur 27 Stunden und 31 Minuten dort verbracht hatte. Meine Freude darüber, unversehrt ins Merkelreich zurückgekehrt zu sein, war riesengroß, denn beinahe hätte mein temporales Eingreifen in die Menschheitsgeschichte eine Katastrophe unvorstellbaren Ausmaßes ausgelöst. Am nächsten Tag, also an dem Tag, an dem ohne Hitlers Existenz der Zweite Weltkrieg ausgebrochen wäre, erzählte ich meinen beiden anderen Ichs die unglaubliche Geschichte, die ich im nationalfeschistischen Deutschland erlebt hatte. Mir zur Seite stand eine sehr gute Zeugin, die vieles bestätigen konnte: Julia. Sie zeigte ihren im Deutschen Reich ausgestellten Personalausweis und ihre Schönheitsplakette, eine jetonartige, ovale, dunkelblaue Plastikscheibe, auf welcher der bei ihrer letzten Schönheitsprüfung ermittelte Attraktivitätswert 4,7 dokumentiert worden war. Wie bereits berichtet hatte ich außerdem, bevor ich den Prackmanns begegnet war, im Hindenburg-Park, im angrenzenden Stadtviertel und in der Venusstraße gestochen scharfe Fotos aufgenommen. Meine beiden anderen Ichs bestaunten auf dem Laptop vor allem die Elektrotankstelle, aber auch die an den Wohnhäusern herabhängenden Reichsfahnen und ein Propagandaplakat mit dem Konterfei Silwana Schirings. Wir saßen da nun in meinem Wohnzimmer und konnten das alles nicht fassen. Nach einer längeren Zeitspanne des Schweigens sagte ich: »Die Frage ist, was wir jetzt tun sollen. Wir haben jetzt gesehen, welche Auswirkungen Zeitreisen haben können. Nach dem, was ich erlebt habe, sind Zeitreisen nicht mehr verantwortbar. Es darf sich nie wieder irgendein Mensch auf eine Zeitreise begeben. Da ich die meisten Zeitreisen gemacht habe und ich das erste Ich bin, bin ich derjenige, der darüber entscheidet, was mit den drei Zeitmaschinen geschehen soll.«



Mein zweites Ich bemerkte: »Das ist eine Frage des Standpunktes, wer hier das erste Ich ist.«

Mein drittes Ich pflichtete mir bei: »Kann sein. Zwar komme auch ich mir vor wie das erste Ich, aber er hat vier Zeitreisen gemacht, du nur zwei und ich gar keine. Nach den Gesetzen der temporalen Logik ist er eindeutig das erste Ich. Du weißt das auch.«

»Aufhören, Leute!«, unterbrach ich das Streitgespräch. »Darüber wollen wir jetzt nicht diskutieren. Ich bin dafür, dass die drei Zeitmaschinen und deren Konstruktionspläne vernichtet werden.«

»Moment«, sagte mein zweites Ich, »nicht so voreilig. Wir wissen immerhin, dass unsere Zeitmaschine funktioniert. Unser primäres Ziel bestand darin, Hitler aus dem Weg zu räumen, bevor er seine unfassbaren Verbrechen begehen würde. Das hat nicht funktioniert. Aber: Was wäre, wenn wir mithilfe einer Zeitschleifenprogrammierung Hunderte oder sogar Tausende von Ichs in die Vergangenheit schicken würden, um zunächst Hitler und dann Schirring auszuschalten? Eine ganze Armee von Ichs müsste doch in der Lage sein, die Politik der Weimarer Republik so zu beeinflussen, dass sich alles in Wohlgefallen auflöst.«

»Nein«, widersprach ich, »ich bin dagegen! Was auch immer wir tun – wir überschätzen unsere Fähigkeiten viel zu sehr. Wen auch immer wir aus der Geschichte herausnehmen würden – es liefe nicht so, wie wir das gerne hätten. Ich hätte auch Wilhelm II., den Sarajevo-Attentäter oder Napoleon ausschalten können und rein theoretisch mit einer leistungsfähigeren Zeitmaschine auch Nero oder Iwan den Schrecklichen. Was auch immer ich da getan hätte – die Folgen wären unabsehbar gewesen. Ihr wisst doch ganz genau, dass die Wien-Mission beinahe schiefgegangen wäre. Ich möchte auf keinen Fall noch einmal irgendetwas riskieren. Ich habe die Schnauze voll von Zeitreisen. Ihr seid ja nicht dabei gewesen. Was wäre geschehen, wenn diese Wehrmachtssoldaten mich vor Julias und Richards Wohnung umgebracht hätten? Finis Germaniae? Wenn es das nur gewesen wäre. Nein – Finis Mundi wäre das Resultat gewesen. Wäre ich nach meiner Wien-Reise ins Jahr 2015 gereist, hätte ich einen atomar verwüsteten Planeten vorgefunden. Ihr wisst ja überhaupt nicht, wie viel Glück ich gehabt habe. Stellt euch mal vor, die Nuklearrakete wäre viel weiter entfernt vom Altenheim detoniert! Dann wären wir erschossen worden. Wäre sie in nur fünf Kilometern Entfernung explodiert, wären wir jetzt auch tot. Die Feinde Deutschlands haben uns das Leben gerettet. Nein – wir sind zu hochmütig gewesen. Wir haben geglaubt, mit einem Zeitmaschinenhandy die Welt positiv verändern zu können, doch letztendlich haben wir versagt. Ich habe auch nicht das Recht gehabt, jemanden zu erschießen, der erst Jahre später Verbrechen begehen wird. Was ich getan habe, war gut gemeint, aber verantwortungslos. Durch mein Eingreifen in die Geschichte habe ich zwar neue menschliche Existenzen erschaffen, aber auch dafür gesorgt, dass Millionen von Personen einfach ausradiert wurden. Und überhaupt: Stellt euch mal vor, irgendeinem Wahnsinnigen fiel unsere Erfindung in die Hände. Auch das hätte in Nafideutschland geschehen können. Diese unsere Zeitmaschine mag die größte Erfindung aller Zeiten sein, aber sie ist auch mit Abstand die gefährlichste. Noch haben wir die Büchse der Pandora nicht geöffnet. Wenn wir die Zeitmaschinen vernichten, wird so schnell niemand mehr eine bauen. Lasst uns die verdammten Zeitmaschinen zerstören. Wir werfen sie in unseren Hochleistungsöfen, den wir vor sieben Jahren entwickelt haben.«

»Es ist deine Entscheidung«, bemerkte mein drittes Ich. »Ich würde zwar auch gerne eine Zeitreise machen, aber ich bin bereit, darauf zu verzichten, obwohl es mir schwerfällt.«

Ich erwiderte: »Du könntest die Zeitmaschine ausprobieren und für zehn Minuten in die Zukunft reisen. Ich sehe aber keinen Sinn darin. Es gibt nichts mehr, was wir mit den Zeitmaschinen machen können. Wir haben alles, was wir brauchen. Wir sind reiche und

angesehene Bürger. Wir haben es nicht nötig, in die Zukunft zu reisen, um uns Sportergebnisse und Lottozahlen anzugucken. Je schneller die drei Zeitmaschinen weg sind, desto besser. Noch befinden sie sich in unseren Händen. Wenn irgendjemand erfahren sollte, dass es uns gelungen ist, Zeitreisen zu unternehmen, werden wir keine ruhige Minute mehr haben. Terroristen und Militärs werden versuchen, uns unsere Technologie abzujagen.« Ich nahm die drei auf dem Wohnzimmertisch liegenden Zeitmaschinenhandys, entfernte die noch zu gebrauchenden Hochleistungsakkus und ging in mein Kellerlabor. Ich wusste, dass meine beiden anderen Ichs mich nicht daran hindern würden, denn ich kannte sie ja. Sie folgten mir und sahen zu, wie ich den Hochleistungssofen vorheizte. Ich guckte mir diese als handelsübliche Handys getarnten Geräte noch einmal an. Mit einem Ruck riss ich den an den dünnen Leitungen hängenden 56-Kilohm-Widerstand heraus, um ihn fortan als Erinnerungsstück zu behalten. Heute liegt er zusammen mit Büroklammern in einer kleinen, gläsernen Schale auf meinem Schreibtisch. Niemand, der dieses unscheinbare elektronische Bauteil zu Gesicht bekäme, würde auf die Idee kommen, dass der Strom, der einst durch ihn geflossen war, einen wichtigen Beitrag zur Rettung der Menschheit geleistet hatte. Wie dem auch sei – nach einigen Minuten war es so weit: Am 10. Juni 2013 um 22:03 Uhr warf ich mit einer Überzeugung, die die größte meines bisherigen Lebens war, die drei Zeitmaschinen in den Ofen. Das Zeitmaschinenexperiment hatte ein jähes Ende gefunden. Ich war erleichtert – ab jetzt würde ich wieder einigermaßen ruhig schlafen können.

Aus einem Einpersonenhaushalt war plötzlich ein Vierpersonenhaushalt geworden. Glücklicherweise ist meine Luxusvilla groß genug, um vier Personen menschenwürdig zu beherbergen. Bis zum heutigen Tage lebt Julia bei uns. Meine Ebenbilder und ich haben uns viel um sie gekümmert. Sie hat lange um Richard getrauert. Meine beiden anderen Ichs und ich verschafften ihr eine neue Identität, indem wir falsche Papiere für sie besorgten. Es hat Monate gedauert, bis sie restlos begriffen hatte, was geschehen war. Einerseits war sie wütend auf mich, weil sie meine temporalen Experimente für moralisch verwerflich hielt, andererseits war sie auch dankbar, dass ich sie aus der untergehenden Welt in eine weitaus sicherere gebracht hatte. Nach wenigen Wochen kam ihr dunkles Haar wieder zum Vorschein, was nicht zu ihrem Nachteil war, sondern ihr eindeutig besser stand. Sie ließ die Eindrücke der freien Gesellschaft auf sich einwirken und verwendete schon nach kurzer Zeit Anglizismen. Es gefällt ihr außerordentlich gut, dass sie nicht mehr visuell telefonieren muss. Sie beschwert sich häufig über den Schmutz und Benzingeruch in den Städten und fordert ständig die Energiewende. Sie beklagt sich des Öfteren darüber, dass die Bundesregierung nichts gegen Betrunkene, Bekiffte und sich asozial benehmende Leute unternimmt. Sie hat bis heute nicht so recht verstanden, warum es in Deutschland Menschen ohne Arbeit gibt. Außerdem müssen ihrer Ansicht nach manche Deutsche zur Bildung gezwungen werden. Sie meint, dass es in Deutschland zu viel Niveaulosigkeit gebe, die nicht bekämpft, sondern auch noch bedient und damit gefördert werde. Sie arbeitet wieder als Erzieherin und genießt dabei die ihr eingeräumten Entfaltungsmöglichkeiten. Außerdem betreut sie ehrenamtlich Senioren, deren Existenz sie über zehn Jahre lang vermisst hatte. Wenn schönes Wetter ist, sitzen wir manchmal im Garten genau an der Stelle, wo sich im Hindenburg-Park der Trinkwasserspringbrunnen befunden hatte. Und wenn sie den Mond sieht, betont sie fast immer, wie sehr sie sich an der Tatsache erfreue, dass das S, das sie sich über 40 Jahre lang habe ansehen müssen, endlich verschwunden sei. Wenn wir im Wohnzimmer sind, sage ich manchmal zu ihr: »Siehst du, hier, wo der Fernseher steht, stand diese ›Siebenerbank‹. Genau hier. Schon verrückt, nicht wahr?«

Um etwas über ihre eigene Herkunft zu erfahren, recherchierte sie viel. Leider fand sie irgendwann heraus, dass Richards und ihre Großeltern in nationalsozialistischen Konzentrationslagern ermordet worden waren. Ihre Existenz im bundesrepublikanischen Merkelreich ist ihr nur durch Zeitreisen ermöglicht worden. Doch es gibt überraschenderweise auch einige wenige Leute, die niemals durch die Zeit gereist sind und denen ich trotzdem in beiden Reichen begegnet bin. Im Herbst des Jahres 2014 folgte ich nämlich zusammen mit ihr einer Einladung von Oberbürgermeister Heinrich Simmek. Er war äußerlich genau der Heinrich Simmek, den wir beide damals bei der Abschiedsfeier gesehen hatten. Doch innerlich war er ein völlig anderer. Da ich an diesem gemütlichen Abend zu viel Wein getrunken hatte, rief uns Frau Simmek ein Taxi. Ich ließ meinen Wagen, mit dem wir gekommen waren, stehen, und als wir gerade dabei waren, ins Taxi zu steigen, erlebten wir eine faustdicke Überraschung: »Schampinski!«, rief Julia schockiert dem Taxifahrer ins Gesicht, nachdem sie diesen erblickt hatte. Es war tatsächlich Schampinski. Haargenau der Schampinski, der in Schiringdeutschland von Julia erschossen worden war. Er fragte überrascht, woher wir denn seinen Namen wüssten. Genau wie Simmek gab es ihn auch hier in der Bundesrepublik Deutschland. Die völlig anders verlaufene Geschichte hatte auch auf seine Entstehung keinen Einfluss ausgeübt, wie auch immer man sich das erklären soll. Dieser Taxifahrer war freundlich und zuvorkommend – ganz anders als derselbe Mann in der Funktion eines denunziantischen Blockwarts.

Heute, im Mai 2015, bin ich glücklich darüber, dass ich durch die Zeitreisen sehr viele Erkenntnisse gewonnen habe. Eine der wichtigsten davon ist: Erstens kommt es anders und drittens, als man denkt. Ich weiß jetzt, wie sich die Dinge entwickelt hätten, wenn Hitler im Ersten Weltkrieg gefallen wäre. Mit allem hätte ich gerechnet – nur damit nicht. Mein Erlebnisbericht klingt so absurd, dass jedem Menschen, der ihn liest, eigentlich klar sein müsste, dass man sich so etwas nicht ausdenken kann. Ich möchte noch einmal versichern, dass meine Erlebnisse im feschistischen Deutschland wahr sind. Ich habe nichts hinzuerfunden und nichts Wesentliches weggelassen. Da ich über ein gutes Gedächtnis verfüge, ist es mir zu schätzungsweise 99 Prozent gelungen, alles so zu schildern, wie es auch tatsächlich geschehen ist. Eine hundertprozentig wortwörtliche Wiedergabe der zahlreichen Dialoge in diesem Bericht ist sicherlich nicht gelungen, aber inhaltlich stimmen alle Dialoge mit dem überein, was damals von den Beteiligten sinngemäß geäußert wurde. Richards langen Monolog, der Aufschluss gibt über die Geschichte seiner Heimat seit 1934, hat es in dieser ununterbrochenen Form nie gegeben. Bei seinen Ausführungen erfolgten häufig sowohl von Julia als auch von mir Zwischenbemerkungen, die aber inhaltlich nicht von Relevanz waren und somit von mir unerwähnt blieben. Ich wollte die ganze Wahrheit über das Nafiregime ohne Umschweife auf einen Schlag präsentieren. Ob diese Geschichte nun geglaubt wird oder nicht, interessiert mich nicht. Ich habe es nicht nötig, mich in irgendeiner Weise wichtig zu machen. Ich will niemandem etwas aufzwingen. Der Leser soll glauben, was er will. Ich würde auch niemandem glauben, der beispielsweise ohne jegliche Beweise behauptet, von Außerirdischen entführt worden zu sein. Nur ein Mensch, der dazu bereit ist, das Unglaubliche zu glauben, glaubt das Unglaubliche. Vielleicht aber ist es auch gar nicht notwendig, alles zu glauben, was einem erzählt wird. Wichtiger als das Glauben irgendeiner Geschichte sind die aus ihr zu ziehenden Schlussfolgerungen. Dies möchte ich jedoch den anderen überlassen – all denjenigen, die nicht bei meinen Zeitreisen dabei waren. Da wir weiterhin in Ruhe leben möchten, sind wir vier nicht dazu bereit, unsere Anonymität aufzugeben und uns in der Öffentlichkeit zu präsentieren. Uns genügt es, unsere Geschichte mit meiner Feder dokumentiert zu haben. Um real lebende Personen zu schützen, habe ich die Namen einiger in meiner Geschichte vorkommender Personen geändert.

Eventuelle Namensgleichheit beruht lediglich auf Zufall. Einige von mir in diesem Bericht geschilderte Handlungen sind zur Nachahmung nicht empfohlen oder sogar gesetzwidrig. Ich möchte ausdrücklich darauf hinweisen, dass das Lösen von Plomben an elektrischen Hausanschlusskästen und ähnlichen Vorrichtungen verboten ist. Ebenfalls nicht erlaubt ist das Überbrücken von Stromsicherungen sowie Umweltverschmutzung durch achtloses Wegwerfen von Handys, die eigentlich auf den Sondermüll gehören. Da ich zum ersten Mal in meinem Leben in der Venusstraße hautnah miterlebt habe, wie ein Mensch von einem anderen Menschen infolge eines Anfalls grenzenlosen Hasses getötet wurde, und da ich im Schiringreich mit einer enormen Fülle unfassbarer Gewalt konfrontiert wurde, habe ich jeglicher Form von Gewalt abgeschworen. Ich habe daher alle Gewehre und Pistolen aus meiner illegalen Waffensammlung im Hochleistungsofen vernichtet und sämtliche Munition fachgerecht entsorgt. Die von Personen wie Schiring, Schampinski oder Gottwald gemachten Aussagen wurden von mir nur dokumentiert und haben mit meiner persönlichen Meinung nichts zu tun. Grundsätzlich distanzieren mich von allem, was menschenverachtend ist – ob es sich dabei nun um Fa- oder Feschismus handelt. Ich danke den wenigen eingeweihten Menschen, die mich bei der Niederschreibung und anschließenden Überarbeitung dieses Erlebnisberichts unterstützt haben. Die Tatsache, dass ich mir seit fast zwei Jahren meine Arbeit mit meinen beiden Duplikaten teilen kann, hat es mir erlaubt, meine Geschichte so intensiv, präzise, chronologisch und gewissenhaft wie nur irgend möglich wiederzugeben. Meine beiden anderen Ichs und ich werden in der Zukunft, in die wir gänzlich ohne technische Hilfe gelangen werden, noch viele nützliche Erfindungen machen. An der Uhr wird – dies geloben wir feierlich – nicht mehr gedreht. Es wird wahrscheinlich nie wieder möglich sein, mithilfe einer Zeitmaschine die Vergangenheit zu verändern. Fortan bleibt einem nichts anderes übrig, als mit ihr zu leben.

Erstes Ich & Arne Arotnow, BRD, 14. Mai 2015